



Beitrag „Forschen und Gedenken“ mit Susanne Schlechter (Bildmitte). Bewegt und erfreut lauscht sie den Klängen der Musiker vor Veranstaltungsbeginn.

AUS DEM INHALT:

Kaluschke oder Golubzy

Seite 13

Einweihung Gedenktafel „Verschwundene Umsiedler“ mit der Forschungsarbeit von Susanne Schlechter

Seite 3

Lüge und Einschüchterung

Seite 18

„Blaue Serie“ von Prof. S. Ziebart

Seite 12

Ein altes Bild und seine Geschichten

Seite 20

INHALT:

AUS DEM BESSARABIENDEUTSCHEN VEREIN E.V.

Einweihung Gedenktafel „Verschwundene Umsiedler“	3
Forschen und Gedenken	3
Ausstellung in der Botenheimer Kelter	7
Einladung zum Kulturtag in Stuttgart	7
Einladung nach Hannover Misburg	7

AUS DEM HEIMATMUSEUM

Was Besucher über das Heimatmuseum so meinen	8
--	---

BILDER DES MONATS SEPTEMBER

9

AUS DEM VEREINSLEBEN/VERANSTALTUNGEN

Einladung nach Stechow/Havelland	8
Einladung zum Reformationstag in Todendorf	8
Buchbesprechung	9
Einladung zum Beresinatreffen	10
Premiere: Weihnachten in Bessarabien	10
Unterstützung für Mannsburg	10
Reisebericht Moldawien	10
Bessarabischer Klönschnack	10

Blaue Serie „Wir in...“	12
Einladung Mansfelder Region	12

AUS GESCHICHTE UND KULTUR

Kaluschke – wer kennt sie noch?	13
„Golubzy“	13
Forschen und Gedenken (Fortsetzung)	14

KIRCHLICHE NACHRICHTEN

Lüge und Einschüchterung	18
--------------------------------	----

AUS DEN REIHEN DER ERINNERUNGEN

Ein altes Bild und seine Geschichten	20
Der Pfingstrosenstrauß	20
Zur Nachahmung empfohlen	21

FAMILIENANZEIGEN

23

SPENDEN

24

IMPRESSUM

24

TERMINE 2016

07.09.2016	Bessarabischer Klönschnack Isenbüttel
08.10.2016	Kaffeemittag, Kreisverband Backnang, Evangelisches Gemeindehaus Großaspach
09.10.2016	Bessarabische Zusammenkunft in Stechow/Havelland
15.10.2016	Kulturtag in Stuttgart
16.10.2016	Lichtentaler Treffen in Kirchberg/Murr
22.10.2016	Treffen in der Mansfelder Region
23.10.2016	„200 Jahre Beresina“ Treffen in Hagenow
29.10.2016	Veranstaltung im Bürgerhaus Hannover-Misburg
30.10.2016	RLP Kochkurs für bess. Küche, 9 Uhr/12 Uhr Kath. Gemeindezentrum Ochtendung
31.10.2016	Treffen in Todendorf
04.11. –	
06.11.2016	Herbsttagung in Bad Sachsa
20.11.2016	RLP St. Andreasfest mit Gottesdienst, 11 Uhr, Urmitz
28.11.2016	Besen Mühle, Kreisverband Backnang, Aspach / Allmersbach am Weinberg
04.12.2016	„Vorweihnachtliche Feier“ im Haus der Bessarabiendeutschen. Beginn: 10.30 Uhr.
11.12.2016	Weihnachtsbräuche und Sitten in Bessarabien, 3. Advent ab 14 Uhr in Verden
17.12. –	
18.12.2016	Adventwochenende in Hamburg
18.12.2016	RLP Gemeinsame Adventsfeier 14 Uhr, Kath. Gemeindezentrum Ochtendung

Die Geschäftszeiten des Bessarabiendeutschen Vereins

Hauptgeschäftsstelle in Stuttgart:

Mo – Fr: 10.00 – 12.15 Uhr und 13.15 – 17.00 Uhr
Tel. 0711/440077-0, Fax 0711/440077-20

Öffnungszeiten des Heimatmuseums:

Montag bis Freitag, jeweils 10.00 – 17.00 Uhr,
an Wochenenden für Gruppen nach
telefonischer Vereinbarung

Wir freuen uns über Reaktionen unserer Leser zu unseren Artikeln. Die Leserbriefe geben die Meinung der Leser wieder, nicht die der Redaktion. Kürzungen müssen wir uns vorbehalten. Ein Anspruch auf Veröffentlichung besteht nicht.

IHRE REDAKTION.

Die nächste Ausgabe des Mitteilungsblattes
erscheint am 6. Oktober 2016

Redaktionsschluss für die September-Ausgabe
ist am 15. September 2016

Redaktion der September-Ausgabe: Christa Hilpert-Kuch
Redaktion der Oktober-Ausgabe: Brigitte Bornemann

Im Auftrag des Bessarabiendeutschen Vereins e. V.

Einweihung Gedenktafel „Verschwundene Umsiedler“

Im Rahmen einer Feierstunde fand am 17. Juli 2016 im Hause des Bessarabiendeutschen Vereins e. V. Stuttgart die Enthüllung und Einweihung der Gedenktafel an die „Verschwundenen Umsiedler“, die aus ungeklärten Umständen im Zuge der Umsiedlung aus Bessarabien in das Deutsche Reich im Jahre 1940 und den Folgejahren Opfer einer nationalsozialistischen „Euthanasie-Aktion“ wurden statt.

Frau Susanne Schlechter hat sich in einem Forschungsprojekt von 2007 bis 2010 mit dieser Thematik auseinandergesetzt und eine wertvolle Dokumentation erarbeitet, welche ich genau aus diesem Grund in ungekürztem Umfang wiedergeben möchte. In beeindruckender Weise stellte Sie im Kreise geladener Gäste, siehe Titelfoto, ihre wissenschaftliche Arbeit vor.

Redaktion: Christa Hilpert-Kuch

Forschen und Gedenken

Entstehung und Ergebnisse des Forschungsprojekts „Verschwundene Umsiedler“

(vom Bundesbeauftragten für Kultur und Medien aufgrund eines Beschlusses des Deutschen Bundestages in vier Modulen in den Jahren 2007–2010 gefördert)

SUSANNE SCHLECHTER

Ich danke für die Einladung und freue mich, dass der Bessarabiendeutsche Verein diesen Tag so feierlich begeht. Die gerade vor den neuen Gedenktafeln gehörte Andacht von Pastor Baumann zum biblischen Gebot „Du sollst nicht töten“, traf genau den ethischen Kern, den das damalige Geschehen verletzt hat. Die wunderbaren Musiker haben besonders mit ihrem letzten Lied „feelings“ mich gerade ganz persönlich mitten ins Herz getroffen, damit haben wir intensive Emotionen jetzt spürbar im Raum.

Meine beiden Vorredner, Dr. Mathias Beer und Heinz Fieß, haben uns den sachlichen historischen Hintergrund des Geschehens der Umsiedlung und der Selektionen sehr interessant und engagiert, sowie nach dem neusten Wissensstand vorgestellt. Mit meinem Beitrag möchte ich nunmehr die Mitte suchen, die Verbindung des Denkens und des Fühlens, des Forschens und des Gedenkens. Dazu gehört die Erinnerung an die sehr lange Vorgeschichte, die zum heutigen Ereignis führte. Mir scheint sich hier gerade ein Kreis zu schließen.

Unsere heutige Feier ist ein symbolischer Akt, mit dem wir rituell eine Lücke in unserer gemeinsamen Geschichte, der „kollektiven Biographie“ der Bessarabiendeutschen, unserem kollektiven Gedächtnis, schließen. Eine symbolische Feier ist nur kurz, aber dahinter steht eine lange und intensiv gelebte Entwicklung, anfangs ein Herumtapsen auf fremdem Gebiet mit einem noch offenen Ziel. Soviel Zeit benötigte diese Entwicklung für eine jahrelange, akribische historische Aufklärung, ebenso aber wohl für den Prozess der Verortung eines bisher noch unbeschriebenen Geschehens im kulturellen Gedächtnis. Wir gedenken hier immerhin einer weiteren, von der Gesellschaft vergessenen Gruppe, der Opfer des Zweiten Weltkriegs, die in einem komplizierten Prozess erst einmal entdeckt und formuliert werden musste, um sie in den aktuellen Gedenk- und Gedächtnisdiskurs integrieren zu können.

Seit der Umsiedlungsaktion 1940 sind schon 76 Jahre vergangen. Fast genauso viele Jahrzehnte waren danach nötig, um überhaupt erstmals öffentlich die Frage in den Raum zu stellen: Was geschah damals eigentlich mit den Kranken und Behinderten bei der Umsiedlung – wo blieben die Pfinglinge des Alexanderasyls und der anderen Heime Bessarabiens? Die Kulturwissenschaftlerin Aleida Assmann¹ hat den NS als ein „Trauma“ der Geschichte bezeichnet. Es habe das Gedächtnis sowie auch die Geschichtswissenschaft selbst verändert. Während vor dem „Sieger und Verlierer“ den Kanon der Kriegs-Geschichtsschreibung bestimmten, kamen nach 1945 kriminalistischen Begriffe wie „Täter und Opfer“ auf. Erstmals habe es „Kriegsverbrecher“-Tribunale gegeben. Inzwischen hatte die Wissenschaft auch bemerkt, dass die Verlierer der Geschichte die besseren Historiker seien², da sie sich nicht – so wie die Sieger – ein schnelles Vergessen wünschen oder leisten können, statt dessen das Nachdenken für sie existentiell ist. Die Verlierer bzw. die Opfer (und ihre Nachkommen) einer traumatischen Geschichte sind zunächst zum Schweigen, dann zum Nachgrübeln, Wiederbeleben und Reflektieren der Erinnerung verdammt – ein Erkenntnisprozess, der begleitet ist von tiefgreifender Selbstkritik, aber auch von Selbst-Auratisierung und Mythenbildung. Dieser Prozess braucht seine Zeit, um zur Klarheit zu gelangen. Nach den Schrecken und Abgründen der NS-Diktatur ist es tiefenpsychologisch eine Trauma-Verarbeitung der Gesellschaft, dass zunächst über mehrere Jahrzehnte Gedächtnis-Blockaden, später aber geradezu „Eruptionen“, Konjunkturen des „Erinnerns“ und „Gedenkens“ hochkommen – wenn der Dialog mit den Zeitzeugen beginnt.

- 1 Aleida Assmann: „Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik“, Bonn 2007.
- 2 Assmann bezog sich dabei auf Reinhard Koselleck und Peter Burke. – In neuerer Zeit sagte Jan Piskorski, polnischer Prof. für Vergleichende Geschichte Europas, dass für ihn besonders Frauen und Schriftsteller mit ihrer sensibilisierten Wahrnehmung glaubwürdigere Quellen (Tagebücher, Romane) darstellten als die üblichen NS-Akten, denen sich Historiker zumeist widmen. Jan Piskorski in seinem Vortrag im BKG, Oldenburg 2014. Vgl. ders.: „Die Verjagten. Flucht und Vertreibung im Europa des 20. Jahrhunderts“, München 2013.



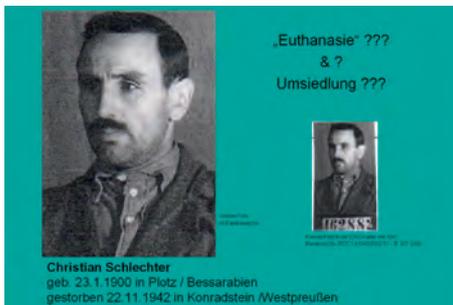
In meinem Rückblick auf den Weg zur heutigen Gedenkfeier erkenne ich acht Phasen.

Phase I: Das Schweigen (1940 bis 1999)

Mein Vater setzte 1975 nach dem Tode meiner Oma einen Grabstein, mit dem er unbemerkt seinem Vater einen Gedenkstein setzte, indem er hinzufügte: „Christian Schlechter, *23.1.1900, † 22.11.1942 in Konradstein/Westpr.“. Bessarabien wurde auf dem Stein nicht genannt. Ich hatte einmal gehört, dass meine Oma Susanna Schlechter aus „Leipzig“ stammte. In meinem jugendlichen Unwissen reimte ich mir einen falschen Lebensweg so zusammen, dass sie wohl aus der DDR kommend, am Schwarzen Meer einmal Urlaub machte und dann in Rumänien, also Bessarabien, geblieben wäre und ihre 12 Kinder dort bekam und im Krieg von dort nach Stubben in Niedersachsen flüchtete. Mein Großvater, Christian Schlechter, der bei dieser Flucht nicht mitkam, war eine noch hohlere Stelle auf der weißen Landkarte unseres Familiengedächtnisses: es existierten keine Fotos, keinerlei Erzählung wurde überliefert. Da ich daher auch keinerlei Beziehung zu dem Verschwiegenen hatte, ergaben sich für mich auch keine Fragen. Allerdings durch diesen Grabstein brannten sich mir ab 1975 immerhin sein Name, Todesort und Sterbejahr in mein Gedächtnis ein. Bei meinen Spaziergängen als Jugendliche besuchte ich gern diesen Friedhof, denn im Alter von 14–17 Jahren fand ich es faszinierend, vor einem Grabstein zu stehen, auf dem ich meinen eigenen Namen las: „Susanna Schlechter“. Mit unseren Namen Susanna und Christina wurden meine Schwester und ich nach unseren bessarabiendeutschen Großeltern Susanna und Christian benannt. Als persönlich ernannte Geschichtsträgerinnen erkannten wir selbst jedoch nicht die Bedeutung unserer Namen. Unter dem Sterbeort – „1942 in Konradstein/Westpr.“ – stellte ich mir damals nur einen deutschen Soldatentod auf irgendeinem Schlachtfeld im Osten vor, ein Klischee von einem männlichem Kriegstod, über das ich nicht weiter nachdachte. In der Schule paulten wir in Geschichte gerade Zahlen mit vielen Nullen, der Opfer der toten Soldaten. Nur Indizien verwiesen auf unsere bessarabiendeutsche Herkunft, aber geradezu gar nichts auf die Erfahrung als Euthanasie-Opfer-Angehörige. Es nutzte nichts, den eigenen Kindern die Kriegserfahrungen sowie die der Umsiedlung und

Flucht zu verschweigen. Inzwischen ist längst bekannt, dass die Traumata der NS-Zeit unbewusst bis in die dritte und vierte Generation nachwirkten. Überlebende aus den Konzentrationslagern bzw. Angehörige von KZ-Opfern wurden gleich nach der Befreiung als Opfergruppe gesellschaftlich anerkannt. Die sog. „Euthanasie“-Morde in den Heil- und Pflegeanstalten kamen allerdings erst viel später, in den 1980er Jahren als NS-Unrecht ins gesellschaftliche Bewusstsein und die Nachkommen dieser Opfergruppe auch zu entsprechenden Entschuldigungsleistungen. Bis dahin hatten die Angehörigen von Mordopfern des sog. Gnadentodes für „lebensunwertes Leben“ sogar selbst noch unter dem Stigma einer erblich zugeschriebenen „Minderwertigkeit“ in der Familie zu leiden. So schwieg man schon aus Eigeninteresse über Angehörige, die in „Irrenanstalten“ waren. Im Zuge der Entdeckung und der kritischen Aufarbeitung dieser Geschichte gibt es inzwischen zahlreiche Gedenkstätten auch für diese NS-Opfergruppe aus den damaligen sog. „Heil- und Pflegeanstalten“, wo der NS in Wirklichkeit seine ausmerzende „Erbgesundheitspolitik“ vollzog. Bei der Aufdeckung dieses Komplexes wurden keine Zusammenhänge mit der „Heim ins Reich“-Aktion mitgedacht, im Gegenteil, die „Volksdeutschen“ wurden als eine von den NS-Akteuren eher bevorzugte und geförderte Gruppe interpretiert, nicht als deren Opfer. Betroffene bessarabiendeutsche Familien hatten ihr persönliches Schicksal nie mit diesem historischen Komplex in den Gedenkstätten verknüpfen können, zumal es dort auch kaum Wissen über die Anstalten in den östlich besetzten Gebieten, geschweige denn, über die Umsiedlungen, gab. Das Schweigen und Unwissen in den Familien der „Volksdeutschen Ausmerzungs-Opfer“ dauerte daher eben noch zwei Jahrzehnte länger.

Phase II: Entdeckung – Private Spurensuche (2000–2003)



„Konradstein“ war nicht irgendein weit östlich gelegener Ort oder gar ein Schlachtfeld, wie ich geglaubt hatte. In Meyers Ortslexikon von 1936 schlug ich 1999 endlich einmal nach und fand: „Irrenanstalt“! Unter der modernisierten Bezeichnung der Nazis wurde es die „Gau-Heil- und Pflegeanstalt“ im Reichsgau Danzig-Westpreußen, und ein gutes Jahr nach der erfolgten Ansiedlung der Familie im 100 km entfernten Rehden, der Todesort meines Großvaters im November 1942.

Ich war bereits fast 40 Jahre alt, als mein Vater Egon Schlechter mir beim Stichwort „Irrenanstalt“ das große Geheimnis verraten musste: Sein Vater, Christian Schlechter, sei im Krieg mit Spritzen getötet worden und zwar in einer Anstalt namens Konradstein in Westpreußen. Aber er sei nur in der TBC-Abteilung und nicht „irre“ gewesen, ganz im Gegenteil. Er habe fünf Sprachen gesprochen und sei in Kurudschika/Bessarabien eine Art Notar, Streitschlichter gewesen. Ein 100-jähriger Zeitzeuge aus Kurudschika, der ihn noch gekannt hatte, bestätigte mir später, dass er

so gut rechnen konnte „wie ein Anwalt“ und im Gemeinderat war. – Umso weniger verständlich war es nun für mich, warum dieser Mann so viele Jahrzehnte totgeschwiegen worden war? Vor allem schien es immer noch der Makel der sog. „Heil- und Pflegeanstalt“ zu sein. Das einzig vorhandene Foto von ihm wurde mir nun gezeigt (wo war es all die Jahre versteckt?) und auch dieses nur unter vielen Richtigstellungen über seine ungepflegte Kleidung. In Wirklichkeit habe er oft Anzüge und eine Melone getragen. Später, als ich die EWZ-Akte aus dem Bundesarchiv erhielt, erkannte ich, dass dieses einzige vergilbte Papp-Bild, im Großformat von ca. 20 x 30 cm, in Wirklichkeit eine Vergrößerung des winzigen Passbildes der Einwandererbehörde gewesen war, von dem die Umsiedlernummer abgeschnitten war.

Für mich war diese späte Aufdeckung, einen Großvater zu haben, über den ich selbst niemals nachgedacht hatte, auch ein Erstaunen über mich selbst. Ebenso wie die Erkenntnis, dass mir – und offensichtlich meiner ganzen Generation – das Wissen, sowohl zu Bessarabien und zur Umsiedlung, wie auch zu den NS-„Euthanasie“-Morden, fast komplett fehlte. Weder in der Schule noch in meiner Familie waren mir diese historischen Kontexte damals vermittelt worden. Obwohl beide Themenkomplexe die historischen Erfahrungen der älteren Generation meine Familie konkret betrafen, konnte ich das Gehörte in kein Raster einordnen.

Bei Null anfangend, begann mein persönliches Projekt. Lesend und schreibend verknüpfte ich nun die Themen Euthanasie und Umsiedlung. Um diese beiden Leerstellen rankte sich das persönliche Schicksal meines Großvaters, das ich nun eine „Fallgeschichte“ nannte. Dabei war schon die erste Schnittmenge ganz offensichtlich: die „Heim ins Reich“-Aktionen und die geheimen Krankenmorde der „Aktion T4“ liefen 1940/41 historisch im selben Zeitraum ab. Trotzdem gab es derzeit, um 2000, noch keine konkreten Schnittpunkte in der Forschung. Mit meiner Spurensuche, die ich „Ohne Boden“³ nannte und mit der ich mir das Schicksal meines Großvaters schlüssig erklären und verstehen wollte, füllte ich von 2000–2003 meine sog. „Arbeitslosigkeit“ sinnvoll aus, mindestens drei intensive Jahre lang. In Oldenburg hatte ich neben den Möglichkeiten des aufkommenden Internets genügend Studienmaterial vor Ort zur Verfügung: die wissenschaftliche Unibibliothek sowie die Bibliothek des BKGE⁴ mit seiner umfangreichen Sammlung von u.a. bessarabiendeutschen Dokumentationen. Ich kombinierte Puzzle-Stücke aus etlichen NS-Biographien, die an den Schauplätzen im besetzten Polen spielten, mit Darstellungen aus der wissenschaftlichen Literatur zu einem neuen Bild der Geschichte der Umsiedlung, in der das Schicksal meines Großvaters bald nicht mehr so herausfiel. Ich belegte die überlieferte Geschichte mit meinen Fragen – durchaus in der Vorstellung, dass dies die Wissenslücken meiner Generation seien. Zum Bessarabiendeutschen Verein hatte ich derzeit noch keinen Kontakt. Dafür schloss ich mich dem bundesweiten „Arbeitskreis zur Erforschung der nationalsoz. Euthanasie und Zwangssterilisation“ an, wo mit dem Historiker Dietmar Schulze aus Leipzig ein fachlicher Austausch entstand, denn er hatte die Anstalten im Sudetengau sowie die Krankentransporte von Heimpfleglingen bei

der Umsiedlung aus dem Baltikum untersucht⁵, also bereits beide Themenkomplexe, Umsiedlung und Euthanasie, verknüpft. Als Kollegen besuchten wir die erste internationale Euthanasieforscher-Konferenz in Warschau im Mai 2004 und erweiterten diese Fahrt zu einer gemeinsamen Forschungsreise zu einigen ehem. deutschen „Heil- und Pflegeanstalten“ im besetzten Polen, incl. der Anstalt Konradstein (Cochoborowo), wo wir uns dem Direktor vorstellten, der uns das Totenbuch von 1942 vorlegte.

Auch mein Vater hatte ab dem Jahre 2000 begonnen, erstmals seit Umsiedlung und Flucht, mehrere Reisen zu den Schauplätzen seiner Kindheit zu unternehmen, nach Bessarabien, Österreich (Umsiedlungslager Krens) und nach Polen. Meinem Vater und mir war es sehr wichtig, den ganz genauen Ort des Grabes von Christian Schlechter auf dem riesigen Anstaltsfriedhof von Konradstein zu finden – nach fast 70 Jahren ein schwieriger und langwieriger Prozess, für den beiderseits mehrere Reisen nötig waren. Wir reisten nie zusammen, aber die Ergebnisse tauschten wir aus. Ich schrieb seine Biographie⁶ und unser Dialog zu diesem Thema entspannte alte Wunden.

Phase III: Gedenkstättenarbeit: Forschen und Gedenken



Susanne Schlechter

Foto: Sabine Lueken, Berlin

Im Nachbarort gründeten Angehörige von Opfern der NS-Euthanasie in der Heil- und Pflegeanstalt Wehnen bei Oldenburg 2003 den Verein „Gedekkreis Wehnen e.V.“. Schon vorher hatte ich Kontakt aufgenommen. 2002 konzipierte ich für diese Gruppe eine Trauer- und Gedenkanlage auf dem benachbarten Friedhof in Ofen. Ein „Kopfkissen“ (s. Foto) aus weißem Marmor, 80 x 80 cm, sollte auf einem hellgrünen, weichen Moos-Beet liegen, inmitten von 1500 weißen Kieseln. Diese symbolisierten die 1500 während der NS-Zeit in der Anstalt Wehnen verstorbenen Patienten. Das naturalistisch gemeißelte Kopfkissen spielt mit den Tätigkeiten des Aufdeckens, Enddeckens, Zudeckens von Erinnerungen und versinnbildlicht ebenso den Wunsch, die so lange vergessenen Familienmitglieder nachträglich in die Erinnerung aufzunehmen und sie darin liebevoll zu „betten“. Diese Gedenkstätte ist kein Denkmal im engeren Sinne, sondern eng verknüpft mit Spurensuche und Dokumentation der 1500 Einzelschicksale in der naheliegenden Gedenkstätte. Diese sollte die Institution werden, in der diese Einzelfälle und das Geschehen in der Anstalt Wehnen aufgeklärt werden. Ein Historiker, ebenso Mitglied im Angehörigen-Verein, hatte sämtliche Krankenakten aus der NS-Zeit vom Dachboden der Anstalt im Staatsarchiv si-

3 Susanne Schlechter: „Ohne Boden“, unveröffentlichtes und unvollendetes Manuskript 2000–2004.

4 Bundesinstitut zur Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, mit Sitz in Oldenburg.

5 Seine Ergebnisse stellte Dietmar Schulze 2004 vor auf der Tagung des Arbeitskreises zur Erforschung der nationalsozialistischen „Euthanasie“ und Zwangssterilisation in Gütersloh.

6 Susanne Schlechter: „Egon aus Kurudschika“, unveröffentlichtes Manuskript 2005-06.

chern lassen. Angehörige von Opfern sollten im Dialog mit der Forschung über die Gedenkstätte Einsicht in diese Krankenakten erhalten und danach in der Ofener Gedenkstätte die Möglichkeit bekommen, auf einem der 1500 Kiesel einen Namen anzubringen. Über die Formulierung des Gedenkspruchs, der sich in der Kopfmulde des Kissens befindet, wurde viele Jahre kontrovers diskutiert, so dass die Gedenkstätte erst im Jahre 2008 eingeweiht wurde.



KONZEPT: Gedenkstätte „im Dialog“ – Forschen/Aufklären/Gedenken mit Angehörigen von Opfern
NS-„Euthanasie“-Gedenkstätte „Alte Pathologie“
 Leichenhalle der ehem. „Heil- u. Pflegeanstalt“ Wehnen

Foto: Barbara Millies, Bremen

Unsere Gedenkstätte konnte 2004 in der ehemaligen Leichenhalle des Wehner Anstaltsgeländes eröffnet werden. Mit Unterstützung der niedersächsischen Gedenkstättenstiftung durfte ich in mehreren befristeten Projektstellen als Gedenkstättenleiterin die Konzeption der Einrichtung und der ersten Dauerausstellung entwickeln. Forschung im Dialog, persönliches Gedenken, sowie Aufklärung der Öffentlichkeit bekamen in der „Alten Pathologie“ ihren jeweils eigenen Raum. Im mittleren Eingangsraum entstand eine informative Dauerausstellung zur NS-„Erbgesundheitspolitik“ im Oldenburger Land, zur reichsweiten Krankenmord-Aktion „T4“ und zu den Geschehnissen in Wehnen. Rechts daneben lag ein 1936 für die Gehirnforschung eingerichteter, gestieflter Sezierraum mit den verbliebenen Stümpfen des Sezierisches, der mit der „Aura des Authentischen“ weitgehend leer verblieb. Links von der Ausstellung wurde im bewussten Gegensatz dazu das Büro freundlich in warmen Farben eingerichtet. Hier sollte eine Präsenzbibliothek zum Thema ForscherInnen einladen; am runden Tisch sollten Gespräche auf Augenhöhe mit Angehörigen und Gästen stattfinden. Dort entstanden 2005/06 in Zusammenarbeit mit Angehörigen von Wehnen Opfern ca. 30 illustrierte Geschichten, die als „Rote Bücher“ auf einem Krankenhausbett mitten in der Dauerausstellung liegend, den Opfern ein Gesicht geben sollten. Inzwischen wurde die Ausstellung in der Gedenkstätte mit neueren Forschungsergebnissen aktualisiert und 2015 vom Vorstand des Gedenkreises konzeptionell umgestaltet mit dem Schwerpunkt der Täter-Darstellungen. Nur die Topografie und die „Roten Bücher“ mit den Patienten-Geschichten wurden als zentrale Bestandteile in die aktuelle Ausstellung übernommen.

Phase IV: Forschung



Mit dem Aufbau der Gedenkstätte 2004 stand für mich die Darstellung der regionalen NS-„Euthanasie“ im Vordergrund, während die familiäre Spurensuche auf Eis lag. Dank eines Zufalls holte mich 2 Jahre später das Thema Bessarabien dort wieder ein. Eine Besucherin, die mich nach den persönlichen Gründen für mein Interesse an diesem Thema gefragt hatte, schenkte mir beim Stichwort „Bessarabien“ Dokumente aus dem Nachlass ihrer Mutter, die 1940 als Führerin der NS-Schwwesterschaft bei der Umsiedlung in Bessarabien, Bukowina und der Dobrudscha gewesen war. Dieser ungeheure Schatz aus einem Familienarchiv bot die Chance, weiter an der Verknüpfung der Themen Euthanasie und Umsiedlung zu arbeiten. Ich wollte diese Quelle gerne daraufhin untersuchen, ob vielleicht NS-Schwwestern in irgendeiner Form bei Selektionen oder gar Morden während der Umsiedlungsaktion beteiligt gewesen sein könnten. Mein privates „Hobby“ wurde angehoben auf die Ebene einer historischen Fragestellung von allgemeinerem Interesse. Ich pokerte hoch und stellte einen Antrag auf sechs Monate Projektförderung beim BKM (Bundesbeauftragter für Kultur und Medien) im Bonner Innenministerium. Das dort eingerichtete „Referat zur Erforschung und Präsentation der Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa“ sagte mit großem Eigeninteresse die Unterstützung des Vorhabens zu. Der Gedenkreis fungierte als Trägerverein. Für unsere kleine Gedenkstätte, die wir erst seit drei Jahren mühevoll, ohne Etat und mit viel ehrenamtlichem Eifer aufbauten, war es ein Riesenschritt nach vorn, eine Zeitlang in der „Bundesliga“ spielen zu dürfen. Dieser Stolz spricht auch aus der Schlagzeile der Nordwest-Zeitung: „Geschichte von Wehnen aus aufgedeckt“. Es war in der Zeit, als Horst Köhler Bundespräsident war und die Frage nach seiner bessarabischen Herkunft sowieso eine gewisse öffentliche Neugierde genoss.

Von Mai bis Oktober 2007 war der Betrieb unserer Gedenkstätte somit wieder für einige Monate abgesichert, und ich durfte mich dort nun intensiv der Auswertung widmen. Zur Verfügung standen mir:

- das Bessarabien-Tagebuch von 1940, geschrieben in deutscher Schrift und Stenographie. Beides musste vollständig transkribiert werden.
- Briefe der NS-Schwwestern an ihre NS-Oberin, Berichte der NS-Schwwestern über ihren Umsiedlungseinsatz.
- Ca. 100 Fotos aus der Perspektive der Schwwesternschaft bei der Umsiedlung.
- Lagerbefehle des Kommandanten im Auffanglager Galatz.
- Die Memoiren von 1985.

Bei persönlichen Schriftstücken aus der NS-Zeit sind die Gefahren der damaligen Zensur zu bedenken. Es war also nötig, auch zwischen den Zeilen zu lesen, Andeutungen zu interpretieren, Querbezüge zu verknüpfen usw. Ebenso spannend war es, mit der Lupe über den Fotos nach Indizien zu suchen. Das Resultat ist eine Edition des vollständig erschlossenen Materials in einem Quellenband nebst einem separaten Textband, in dem ich der Fragestellung in fragmentarischen „Spuren“-Kapiteln zu einzelnen Verdachtsmomenten nachging und diese Indizien in historische Kontexte einordnete.⁷

⁷ 2009 wurde diese Arbeit für die Externe Promotion an der Uni Oldenburg eingereicht, geprüft im Juni 2016.

Kurz nach Projektstart kam im Mai 2007 noch eine weitere wertvolle Quelle dazu. Elvire Bisle gab mir den Tipp, dass ein damaliger Arzt des Umsiedlungskommandos in einem Bremer Altersheim lebe. Mein zweistündiges Gespräch mit ihm ergänzte die Arbeit um ein weiteres Kapitel. Er übergab mir die Urschrift seines Berichts, der 1941 nur als gekürzte Fassung veröffentlicht wurde. H. Ritter wurde 1940 als 23-jähriger Medizinstudent als „Leitender Gebietsarzt“ für den Umsiedlungsbezirk Albota eingezogen. Während des Krieges promovierte er und stieg 1945 zum „Leiter des Umsiedlergesundheitsdienstes in der Auslandsabteilung in der Reichsärztekammer“ auf. 1945 verbrannte er Akten.

Auch Schwester Dorothee Fiebow hatte als Führerin der NS-Schwwesternschaft nicht nur eine führende Stellung bei der Umsiedlung, sondern war derzeit zweite Stellvertreterin der Generaloberin der NS-Schwwesternschaft im Reichshauptamt der NS-Volkswohlfahrt in Berlin.



Weibliches medizinisches Personal des deutschen Umsiedlungskommandos in Bessarabien und Bukowina 1940
 Mitte links NS-„Schwester“ Dorothee Fiebow aus dem Reichshauptamt für Volkswohlfahrt Berlin als Führerin der NS-Schwwesternschaft (Privatarchiv DRJ)



Männliches medizinisches Personal des deutschen Umsiedlungskommandos in Bessarabien 1940
 3. v. re: Helmut R. Medizinstudent aus Berlin als Leitender Gebietsarzt des Umsiedlungsbezirks Albota (Foto aus: Pampuch, 1941)

Es bot sich mir also sogar eine doppelte seltene Gelegenheit, gleich zwei sehr hochrangige Vertreter – sowohl des männlichen wie des weiblichen – medizinischen Umsiedlungspersonals zu befragen. Ergebnis war ein recht umfassendes Bild der medizinischen Organisation bei der Umsiedlung, vor allem im Auffanglager Galatz, differenziert nach männlichen und weiblichen Aufgabenzuordnungen des Umsiedlungskommandos. Auch Listen von Namen und Funktionen ergaben sich daraus.

Jedoch gerade zur Frage nach Verstrickungen mit der NS-Euthanasie blieben auffällige Lücken. Daraus zog ich in meinem Fazit den Schluss, dass sich der Verdacht gerade durch diese Leerstellen erhärte. Diese Annahme war derzeit, auf dem Stand von 2007, noch ein gewisses Wagnis. Dennoch wollte ich die Fragestellung weiterhin verfolgen. Vielleicht würden anderen Methoden zu anderen Ergebnissen führen.

Das BKM bewilligte bereitwillig auch ein zweites Forschungsmodul zu der Frage, und zwar für vier Monate, von November 2007 bis Februar 2008.

Ausstellung in der Botenheimer Kelter



TEXT U. FOTO:
CHRISTA ENCHELMAIER

Das hätte Christina Till sich nicht träumen lassen, dass über 2000 Besucher die Ausstellung „Fromme und tüchtige Leute“ in Brackenheim, Ortsteil Botenheim, besuchen würden. Es war ein Novum, denn bis jetzt wurden die 30 Schautafeln, die die Geschichte der Bessarabiendeutschen dokumentieren, ausschließlich in großen Städten gezeigt.

In Ludwigsburg hatte sie die Ausstellung besucht und war so begeistert, dass sie spontan beschloss, diesen Event mit Begleitprogramm in Botenheim zu verwirklichen.

Schon am Tag der Eröffnung kamen so viele Besucher aus nah und fern, dass die Plätze in der Kelter nicht ausreichten. Zusätzliche Stühle wurden herangeschafft und Bänke aufgestellt. Das Bürgermeisteramt der Stadt Brackenheim hatte 600 Einladungen verschickt und im Anschluss

an den Festakt zu einem Stehempfang eingeladen.

Nach dem musikalischen Auftakt hielten Staatssekretärin Friedlinda Gurr-Hirsch, Günther Vossler (Vorsitzender des Bessarabiendeutschen Vereins e.V.), Dr. Ute Schmidt (Freie Universität Berlin) und Bürgermeister Rolf Kieser die Grußworte. An fünf Wochenenden war die Ausstellung geöffnet. Während der Woche kamen zusätzlich angemeldete Gruppen, die oft auch noch ein bessarabisches Essen serviert bekamen. Christine Till kochte unter Mithilfe ihrer Familie und Helfer an vier Sonntagen bessarabische Gerichte. Die Begeisterung war sehr groß. Viele Familien brachten ihre Kinder und Enkelkinder mit und erklärten ihnen anhand der Schautafeln vieles aus der bessarabischen Geschichte.

Ingo Isert, Leiter des Heimatmuseums, zeigte am 2. Sonntag den preisgekrönten Film „Exodus auf der Donau“. Am darauffolgenden Sonntag war eine Lesung angesagt. Christa Enchelmaier hat aus ihrem Buch „Unterwegs geboren“ vorgelesen. Die Veranstaltung wurde musikalisch umrahmt. Anschließend gab es Kaffee und leckere „Gegangene Küchle“, ein Hefeteiggebäck.

Am nächsten Sonntag hielt Prof. Siegmund Ziebart den Vortrag „Heimat verloren – Heimat gewonnen“. Integration der Flüchtlinge aus dem Osten am Beispiel der Bessarabiendeutschen.

Zum Abschluss der Ausstellung fand in der Evangelischen Marienkirche in Botenheim ein Gottesdienst unter Mitwirkung von Pfarrer Ulrich Hörmann und Diakon Günther Vossler statt. Zur Über-

raschung aller gab es anschließend einen Mittagstisch mit „Strudla“, dem Nationalgericht der deutschen Kolonisten am Schwarzen Meer.

Die kleine Ausstellung an Gebrauchsgegenständen, landwirtschaftlichen Geräten, Handarbeiten, Kleidung, Bibeln und Gesangbücher rundete die Ausstellung ab. Viele Besucher kamen von weit her, um die Ausstellung zu sehen und natürlich auch, um bessarabische Gerichte zu genießen.

Die Geschichte der Deutschen aus Bessarabien ist heute aktueller denn je. Der große Zustrom der Asylsuchenden erinnert an die Millionen von Flüchtlingen nach dem 2. Weltkrieg. Seine Heimat aufgeben zu müssen ist ein riesiger Verlust für jeden flüchtenden Menschen. Die gemeinsam erlebte Geschichte von Flucht, von Heimatverlust, von Ungewissheit, von Fremde, von Trauer und Schmerz, von Brüchen, verbindet.

Die gemeinsame Geschichte der Bessarabiendeutschen vereint sie noch heute, nach so vielen Jahren, zu einer Gemeinschaft, durch ein unsichtbares Band verbunden. Christine Till ist es gelungen, diese Verbundenheit zu aktivieren. Außerdem sagte sie, sie hätte überall für ihr Anliegen offene Türen vorgefunden. Viele Helfer meldeten sich und trugen zum Gelingen des Vorhabens bei.

Es war rundherum eine sehr gelungene Aktion und wir können Christina Till (mit Wurzeln aus Lichtental-Fam. Ernst) für ihren Mut und die Courage beglückwünschen, diese 5-wöchige Ausstellung durchgeführt zu haben, wofür ich mich herzlich bedanken möchte.

Bessarabiendeutscher Verein



Herzliche Einladung zum Kulturtag in Stuttgart

unter dem Thema:

Dobrudscha – eine Tochter Bessarabiens

mit dem Referenten
Prof. Siegmund Ziebart

Samstag, 15. Oktober 2016

von 10 bis 16 Uhr
im Hause der
Bessarabiendeutschen

Bessarabiendeutscher Verein



Herzliche Einladung nach Hannover

Bürgerhaus Misburg, Seckbruchstr. 20

zu unserem diesjährigen Thema:

200 Jahr Feiern der Gemeinden Arzis – Brienne, Alt Elft, Paris und Beresina

in Wort und Bild

Samstag, 29. Oktober 2016

von 11.30 bis 17 Uhr

Was Besucher über das Heimat- museum so meinen

RENATE KERSTING

Vor einiger Zeit ließ Harald Jauch, ein eifriger Leser des Mitteilungsblatts – auch der älteren Ausgaben! – dem Heimatmuseum eine kurze Notiz, eben aus dem Mitteilungsblatt zukommen:

Am 9. Januar 1965:

Eine Jugendliche schreibt nach dem Besuch des Heimatmuseums unter anderem: „Eines ist mir jedoch aufgefallen. Ich lächle nicht mehr verständnislos, wenn meine Mutter in begeisternden Worten von ihrer Heimat erzählt, sondern höre zu und stelle Fragen. Das Interesse für dieses Land und das Leben, das meine Eltern dort einmal geführt haben, ist in mir erwacht ...“

Diese Notiz war der Anlass, das Besucherbuch hervorzuholen und nachzuschauen, was dort eingetragen wird. Die beiden letzten Einträge lauten:

22 April 2016

My first visit to the Bessarabia-German Archives and I am amazed at how good & interesting the exhibition is! The Archives seem to be extensive too. It was so interesting to see & hear so much about Bessarabia from whence my wife's family stems. Many Thanks.

[Es ist mein erster Besuch der bessarabiendeutschen Archive und ich bin überrascht, wie gut und interessant die Ausstellung ist! Die Archive scheinen auch sehr umfangreich zu sein. Es war sehr interessant, so viel über Bessarabien zu sehen und zu hören, von wo die Familie meiner Frau stammt. Vielen Dank.]

Francis Hardy-Birt

Montmorency, [Staat] Victoria, Australia

24. Mai 2016

Wir kommen aus Brasilien und sind begeistert, hier so einen großartigen Eindruck zu bekommen. Unsere Vorfahren kommen aus Brienne und sind über Krasnojarsk und China nach Südamerika ausgewandert. Vielen Dank für ihre Arbeit und weiterhin gute Archivierungs-Erfolge.

[Mutter und Tochter]

Alma Treichel Rögelin, Margarete Rögelin Mondai, [Staat] Santa Catarina, Brasil

Offensichtlich erfüllt das Heimatmuseum seine Aufgabe, Personen jeglichen Alters und aus aller Welt, die Geschichte und das Brauchtum Bessarabiens näherzubringen.

Treffen der Bessarabiendeutschen in Stechow / Havelland

Liebe Landsleute, liebe Freunde der bessarabischen Kultur zu unseren jährlichen Veranstaltungen laden wir Sie herzlich ein, einen schönen und interessanten Tag bei und mit uns zu verbringen.

Es erwartet Sie ein abwechslungsreiches Programm mit Vorträgen, Musik, Film und Bildpräsentationen, Literatur, ein Angebot an ukrainischen Spezialitäten, dem beliebten bessarabischen Mittagessen sowie viel Zeit für Gespräche.

Wir freuen uns auf Sie am

Sonntag, den 09.10.2016 in Stechow

von 10 bis 17 Uhr

**in der Kulturscheune der
Gaststätte „Stadt Rathenow“, Friedensstraße 24,
14715 Stechow-Ferchesar**

Anmeldungen bitte bis 18.09.2016 an
Tel. Ella Wernicke 033874-60549, Tel. Dagmar Schubert 0178-4800695
oder E-Mail: dagmar@mein-bessarabien.de

Herzliche Einladung zum Reformationstag in Todendorf

Auch in diesem Jahr lädt der Arbeitskreis Mecklenburg-Vorpommern, in Zusammenarbeit mit dem Arbeitskreis Arzis, wieder zu einem geselligen Beisammensein

am **31. Oktober 2016** ein.

Unser Treffen findet auch in diesem Jahr
im Gasthof „Zur Erbmühle“ in Todendorf bei Teterow statt.

Wir treffen uns um **10.30 Uhr**.

Im Mittelpunkt unseres Treffens steht ein Vortrag von Leonide Baum zum Thema:

„Reisen in die Heimat Bessarabien“

In Zusammenarbeit mit Klaus Nitschke werden Bilder, die die Reiseeindrücke untermalen, gezeigt. Nach dem gemeinsamen Mittagessen ist viel Zeit für Diskussionen und Gespräche. Außerdem trägt die Märchenerzählerin Sylvia Paul Märchen über Bessarabien vor. Sehr gerne können eigene Erfahrungen und Erlebnisse dargelegt werden. Unsere Veranstaltung beenden wir mit einem gemütlichen Kaffeetrinken.

Wegen der begrenzten Anzahl an Plätzen ist eine Anmeldung erforderlich.

Die Anmeldung bitte an folgende Adressen:

Ingrid Versümer, In den Hören 6, 18236 Kröpelin, Tel. 038292-78027

Elvira Schmidt, Am Teich 5, 18258 Hof Tatschow, Tel. 03844-926478

Klaus Nitschke, Fährdamm 4, 18273 Güstrow, Tel. 03843-332804

Übernachtungen können gebucht werden unter

Gasthof „Zur Erbmühle“, Todendorf, Tel.: 039975-70477

Alle Landsleute und Gäste sind herzlich willkommen.

Ihre Ingrid Versümer

Buchbesprechung

Bessarabien, Autorin: Christa Hilpert-Kuch

PROF. DR.-ING. D. GROSSHANS

Liebe Leser,

dieses Buch, über die Vergangenheit und Gegenwart, gibt einen geschichtlichen Abriss Bessarabiens und speziell der deutschen Einwanderer. Außerdem wird ein Einblick in das Leben der heutigen Bewohner gegeben.

Die Autorin, Christa Hilpert-Kuch, hat mehrfach das Land unserer Vorfahren bereist.

In diesem Buch schildert sie ihre Eindrücke von einer Reise mit einer Reisegruppe und dem ehemaligen Vorsitzenden und heutigen Ehrenvorsitzenden des Bessarabiendeutschen Vereins Dr. h. c. Edwin Kelm.

Dabei lässt sie bei der Schilderung des Aktuellen auch geschichtliche Rückblicke einfließen. Die bereisten Ortschaften, wie z. B. Sarata, Gnadental, Arzis, Teplitz, Alt Elft und Neu Elft, Tarutino, Klöstitz Berezino, Kulm, Leipzig, Comrat, Albota, Eichendorf, Blumental, Bad Burnas und Kischinew, werden beschrieben.

Ein besonderes Kapitel widmet die Autorin dem Dorf- und Bauernmuseum Friedenstal. Das Haus und Gehöft seines Urgroßvaters kaufte und sanierte Edwin Kelm. Hier ist das bessarabische bäuerliche Leben der Vergangenheit erlebbar.

Die weiße am Muschelkalk erbaute Stadt am Liman, Akkermann, bildet den Abschluss der sehr interessanten Reisebeschreibungen.

Als Resümee ist zu ziehen, dass dieses Buch (Taschenbuch) ausgezeichnet als Reiselektüre für Erstreisende nach Bessarabien geeignet ist.

*Bucherwerb unter: Tel. 04235/2712
oder per e-mail: hilpert1@gmx.de*



Autorin: Christa Hilpert-Kuch
Bessarabien, wir kommen!
Nur € 6,50, plus Versandkosten

Bilder des Monats September 2016

Wer weiß etwas Genaueres zum Inhalt dieser Fotos? Aus welchem Jahr stammen die Fotos?

Foto Nr. 1



Foto Nr. 2



Sollten Sie uns weiterhelfen können, so bitten wir Sie herzlich, uns über die E-Mail Adresse homepage@bessarabien.de mit Betreff „Bild des Monats“ oder per Post an **Bessarabiendeutscher Verein e.V.** zu informieren.

Vielen Dank für Ihr Interesse und Ihre Unterstützung!

Ihr Heinz Fieß, admin www.bessarabien.com

Herzlichen Dank für die Rückmeldungen zum Foto Nr. 2 bei Bilder des Monats August.

Christian Hemme schreibt dazu: Das Foto Nr. 2 ist eine Aufnahme des Kindergartens in Tarutino. Meine Mutter, Dagmar Hemme, geb. Bierwag, ist die Dritte von rechts in der letzten Reihe. Sie ist 1932 geboren und war auf dem Foto circa 5-6 Jahre alt.

Frau Karry Schmidt, geb. 1934 in Tarutino, heute wohnhaft in Reutlingen, schreibt dazu, dass sie sich an einige Kinder noch genau, sogar namentlich, erinnert. Inmitten der Kinder sitzt die damalige Leiterin des Kindergartens Tarutino, Frau Hulda Fichtner, Bessarabienhaus, Sportverein, 1936/37.



200 Jahre Beresina / Bessarabien 1816 – 2016 Einladung zum Beresinatreffen 2016

Sonntag, 23.10.2016

Beginn: 10.30 Uhr, Ende gegen 16.00 Uhr
im Gasthof „An der Söring“ Söringstr.4, 19230 Hagenow

Liebe Damen und Herren mit Familienwurzeln und Interesse an der Geschichte unser Vorfahren und des Heimatortes Beresina in Bessarabien, Sie sind ganz herzlich eingeladen zu unserem 8. Jahrestreffen in Hagenow.

Programm:

Auftritt des Chores „Chorvereinigung Strahlendorf“, Andacht, Festrede, Gedenken an die Toten, Ausstellung „200 Jahre Beresina“, Reisebeiträge über die Veranstaltung am 17.09.2016 in Beresina/Ukraine

Jeder kann und soll sich einbringen. Wer noch Plachten, Gebrauchsgegenstände, Dokumente aus Bessarabien hat, sollte damit die Ausstellung erweitern. Es bleibt auch genügend Zeit zum Singen und Schwätzen.

Für das leibliche Wohl gibt es den beliebten bessarabischen Sonntagsbrunch mit: Strudla, Krautsalat, Hahnerle, Katletten und noch vielem mehr. Natürlich gibt es am Nachmittag Kaffee und Kuchen zu dem seit Jahren gleichem Preis.

Wir freuen uns sehr auf Ihren Besuch. Bitte informieren Sie unsere Heimatfreunde und Freunde Beresinas. *Heimatausschuss Beresina*

Übernachtung: Sollten Sie in Hagenow eine Übernachtung wünschen, reservieren Sie bitte sofort bei:

Annemarie Übe „Hotel An der Söring“, Söringstr. 4, 19230 Hagenow
Telefon: 03883-61460, Fax: 03883-614634

Es ist nur eine begrenzte Bettenanzahl vorhanden, aber immer wird eine Ausweichmöglichkeit angeboten.

Bitte bestätigen Sie bis spätestens 14.10.2016 Ihre Teilnahme schriftlich, telefonisch oder per Email bei:

*Hildegard Zarffs geb. Pabl, Feldstr.12, 23996 Bad Kleinen
Tel: 038423-55715, Fax: 038423-55716, Email: zarffs3@web.de*

Unterstützung für Mannsburg

Die Nachricht, dass ein erprobter Krankenwagen als Geschenk in Arzis übergeben wird, führte zu den Überlegungen, ihn auch mit medizinischen Gerätschaften zu beladen.

Simon Nowotni, erfahren im Umgang mit Transporten nach Bessarabien, stimmte im Rahmen des Bundestreffens in Ludwigsburg sofort zu, neben Arzis weiteren Gemeinden zu helfen. Die Helios-Klinik in Berlin-Buch, Teil eines deutschlandweit operierenden Krankenhauskonzerns stellte bereitwillig z.B. chirurgisches und gynäkologisches Instrumentarium zur Verfügung. In Arzis wird die hochwertige Fracht in Empfang genommen und u.a. nach Mannsburg weitergeleitet.

Bereits in den 30-er Jahren half ein Feldscher in dieser Gemeinde, Verletzungen der Bewohner zu versorgen und hätte sicher die Lieferung aus Deutschland als Zeichen der Verbundenheit mit der alten Heimat empfunden.



v. l. Ehepaar Drs. Margrit und Horst Eckert, Simon Nowotni

Premiere
Bitte vormerken!

Weihnachten in Bessarabien über Traditionen und Gebräuche

3. Advent, am 11. Dezember 2016

Beginn nach dem Mittagessen
um 14 Uhr

im Hotel Niedersachsenhof
Lindhoooper Str. 97,
27283 Verden

Christa Hilpert-Kuch,
e-mail: hilpert@bessarabien.de

Reisebericht Moldawien

MARIO & ANETTE WIDMER

Unser Vater/Schwiegervater Albert Widmer wurde im Jahre 1936 in Wischniova in der heutigen Republik Moldau geboren, daher war der Wunsch unsererseits immer klar, irgendwann wollen wir diese Gegend mal besuchen.

Im Januar 2016 wurde dann aus der Idee Tatsache. Über den Bessarabienverein in Stuttgart wurde uns von Herrn Isert die Kontaktadresse von Vladimir Andronachi weitergeleitet, was unsere Reise in die Vergangenheit um ein vielfaches einfacher gestalten ließ. Wir buchten den Flug nach Chişinău und das Hotel/Apartment. Vladimir hat sich gleich angeboten uns aus reiner Freundlichkeit am Flughafen abzuholen und per Taxi in unser Apartment zu

bringen. Wir sind am 02.07. in Chişinău angekommen und dank Vladimir und dem Taxifahrer haben wir dann das Apartment auch gefunden, ich weiß nicht, ob wir das auch allein geschafft hätten, denn von außen war nicht erkennbar, ob wir richtig sind und nach einem Anruf bei der Vermieterin, die nur spärlich, wenn überhaupt, Englisch sprechen konnte, war klar, dies ist das Luxury Apartment, das wir von Deutschland aus gebucht hatten. In Chişinău waren wir zwei Tage. Vladimir hat uns gesagt, dass dies eine sichere Stadt sei und wir auch in der Dunkelheit nichts zu befürchten hätten. Dies war auch absolut wahr und da wir am Ende unserer Reise auch noch in Bukarest / Rumänien waren, können wir sagen, dass Chişinău zwar noch viel an Infrastruktur



und Straßenarbeiten vor sich hat, aber man den Menschen dort vertrauen kann. Unsere nächste Station war Comrat in der autonomen Republik Gagausien, nur wenige km entfernt von Wischinovka. Auf dem Weg dahin haben wir Vladimir gefragt, ob es möglich wäre, noch ein Weingut zu sehen, da wir im Internet gelesen hatten, dass es viel Weinanbau in der Region gibt.

Kurzerhand kam er uns dann am Apartment abholen, mit einem Linienbus, den haben wir einfach mal von der Linie weggebucht und sind mit ihm ans Weingut Milestii Mici zwischen Comrat und Chişinău gefahren.

Der Besuch des Weinguts war ein Erlebnis. Das Staatsweingut hat ehemalige unterirdische Stollen zum Lagern von Weinen genutzt und von über 200 km Stollen sind 55 km mit Weinen bestückt. Da der Stollen nur mit dem Bus befahren werden konnte, musste der Linienbus nochmal ran. In dem Weingut lagern über 2 Millionen Flaschen! Dies ist sogar im Guinnessbuch der Rekorde nachzulesen.

Tief unten im Stollen hatten wir dann noch eine Verkostung von drei hervorragenden Weinen mit lecker selbstgemachten Plundern und Livemusik, was von der Akustik ganz schön geklungen hat. Im Innenhof hat das Gut einen Weißwein und einen Rotweinbrunnen, wunderschön gemacht. Der Rotweinbrunnen wurde gerade gereinigt und auf Nachfrage, wann dieser denn Sprudeln würde, wurden wir nach der Nationalität gefragt. Mit erleichterten und schmunzelndem Augenzwinkern waren sie froh, dass wir keine Russen waren, denn diese glaubten immer, dass wirklicher Wein und nicht gefärbtes Wasser aus den Gläsern laufen würde.

In Comrat wurden wir dann von Leonid, dem Künstler des Dorfes Wischniovka, abgeholt und direkt zum Haus der Bürgermeisterin Olga Pac gebracht. Diese hatte eigentlich Urlaub, hat es sich aber nicht nehmen lassen, uns persönlich zu empfangen und uns zu verköstigen. Wir haben Fisch mit Polenta und selbstgemachten Wein bekommen und es war sehr lecker. Wir sind bei herrlichem Wetter unter Weinreben im Hof der Bürgermeisterin gesessen und dabei waren außer uns noch unser mittlerweile unentbehrliche Vladimir, die Bürgermeisterin und ihr Mann, sowie der zweite Bürgermeister

und der Künstler Leonid. Eine nette Unterhaltung bezüglich der Geschichte des Dorfes konnten wir dabei schon führen. Nach dem Essen stand ein Besuch des Kindergartens und der Schule auf dem Programm. Dort wurden, Dank einer Spende des Bessarabien Vereins, Renovierungen an den Fenstern vorgenommen und Bücher, Schachspiele usw. angeschafft. Alles war auf das feinste herausgeputzt und mit Stolz und Freude über die Gelder die Fortschritte gezeigt. Für uns ist im Dorf die Zeit stehen geblieben, Gänse laufen in Gruppen durch die Straßen und abends, wenn die Hirtenjungen die Kühe vom Hüten in das Dorf zurücktreiben, werden diese am Dorfplatz abgeholt, oder wenn niemand da zum Abholen ist, laufen die Kühe alleine in ihre heimischen Ställe. Pferdewagen kommen entlang und als die Bürgermeisterin unsere Begeisterung darüber gesehen hat, hat sie diesen kurzerhand angehalten und wir durften aufsitzen und ein Stück mitfahren. Es sind nicht mehr viele Häuser von der deutschen Vergangenheit stehen geblieben, meist nur noch Kellergewölbe und Brunnen. Ein Kellergewölbe durften wir dann aus dieser Zeit noch besichtigen und nach wie vor sind wir von der Gastfreundschaft der Bewohner des Dorfes überwältigt. Kurzerhand wurde Wein gezapft, im Garten von den selbstgezüchteten Tomaten und Gurken geholt und Schafskäse aus eigener Fertigung auf den Tisch im Hof angerichtet. Wir hatten ein richtiges Festmahl und haben uns bei „improvisiertem“ Steh-Imbiss viel zu erzählen. Wir waren froh, dass uns Vladimir mit der Simultan Übersetzung eine schöne Unterhaltung mit allen ermöglicht hatte.

Am zweiten Tag wurden wir nochmal vom Künstler Leonid in Comrat abgeholt und durften bei einer Familie in einem Dreigenerationenhaus in ihrer wunderschönen Laube zu Mittag essen, es gab Strudel wie ihn die deutschen Vorfahren gemacht hatten. Es hat lecker geschmeckt und mit selbstgemachtem Sauerkirschkuchen wurde das gute Mahl abgerundet. Wir waren überwältigt von der Gastfreundschaft und haben so viele leckere Sachen wie Kirschkuchen, Walnussmarmelade, Kirschlikör, selbstgemachten Wein, Tomaten und Gurke, Plätzchen und Bonbons und so vieles mehr von den lieben Leuten aus Wischniovka geschenkt bekommen.

Wir haben den Platz, wo das Elternhaus unseres Vaters/Schwiegervaters gestanden hat, dank eines Dorfplanes aus alter Zeit, gefunden. Der Keller aus der Zeit steht immer noch und Frau Maria, die neue Besitzerin, hat uns gerne den Keller gezeigt und ihren kleinen Tante Emma Laden im Wohnzimmer. Die Akazienbäume, die einst den Eingang zum Haus markierten, standen immer noch und haben uns Gänsehaut verursacht. Unsere Direktspenden an den Kindergarten, Schule und an die Bürgermeisterin für das Dorf fest am 12. Juli sind mehr als dankbar und gut angekommen. Das haben wir sehr gerne gegeben!

Uns hat der Besuch sehr, sehr gut gefallen und wir werden den Besuch wohl niemals vergessen, hoffen, dass es dem Dorf immer gut gehen möge und dass sich noch viele Nachkommen dafür interessieren und auch das Dorf unterstützen.

Wir beide möchten uns ganz herzlich bei der Bürgermeisterin, ihrem Stellvertreter und auch ganz besonderes bei Leonid dem Künstler (sein Kirschlikör hat es leider nicht bis nach Hause in Deutschland geschafft, der war so lecker, der hat das Donaudelta schon nicht überlebt) und bei den Familien, die uns köstlich bewirten und sich so viel Arbeit gemacht haben, bedanken.

Ganz besonderer Dank gilt Vladimir, ohne ihn hätten wir dieses Land, das Dorf und die feinste Küche Moldawiens niemals kennen gelernt. Schön war auch, dass er mit seinem Sohn noch mit uns bis ins Donaudelta in Rumänien mitgekommen ist. Wir hatten so viele schöne Erlebnisse mit ihm und können seine Erfahrung und sein Können nur weitergeben. Jeder, der vorhat die Stätten seiner Vorfahren zu suchen und zu besuchen, können wir nur empfehlen, den Kontakt von Vladimir über den Bessarabienverein aufzunehmen.

07.09.2016:
Bessarabischer
Klön schnack

um 18.00 Uhr im
Isenbütteler Hof, Hauptstraße 3,
38550 Isenbüttel

Wir in Russland und Rumänien

SIEGMUND ZIEBART

Mit dem achten Teil unserer blauen Serie „Wir in Russland und Rumänien“

hat der Arbeitskreis der Heimatgemeinden einen weiteren, wichtigen Abschnitt unserer Geschichte in Buchform (Bildband) und als DVD heraus gebracht. Er behandelt die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Zusammenhänge der „Gaststaaten“ in denen unsere Vorfahren als Siedler gelebt haben.

Die Serie besteht bisher aus den DVD's und Bildbänden:

- Band 1** Wir in Bessarabien (Gesamtübersicht unserer Geschichte)
- Band 2** Wir werden umgesiedelt und kommen in Lager
- Band 3** Wir werden angesiedelt
- Band 4** Wir integrieren uns und finden wieder eine Heimat
- Band 5** Wir in der Alt-Elft
- Band 6** Wir in Arzis
- Band 7** Wir in Friedenstal
- Band 8** **Wir in Russland und Rumänien**
- Band 9** Wir und die heutigen Bewohner in Bessarabien und Polen
- Band 10** Wir und die Dobrudscha



Der Bildband soll und kann weder Bücher noch Chroniken oder Dokumentationen ersetzen. Die Texte werden von Bildern aus der entsprechenden Zeit begleitet, damit der Leser sich leichter die damalige politische, soziale und wirtschaftliche Situation vorstellen kann. Die Bilder und die DVD können Sie gerne für eigene Vorträge benutzen.

Sie können den Bildband und die DVD beim Bessarabiendeutschen Verein, Florianstr. 17, 70118 Stuttgart, Tel. 0711-4400770 oder e-mail: verein@bessarabien.de beziehen.

Sie kosten jeweils 10,- Euro (+ Versandkosten). **Der Erlös kommt dabei ganz dem Bessarabiendeutschen Verein zu Gute.**

Einladung zum Herbsttreffen in der Mansfelder Region

Liebe bessarabische Landsleute und Freunde unseres Brauchtums,
wir laden Sie recht herzlich zu unserem Herbsttreffen 2016 ein.

Samstag, 22.10.2016

Ort: 06543 Stadt Arnstein, OT Alterode, Einestraße 13
www.heimvolkshochschule-alterode.de

Programm: 10.00 Uhr – Begrüßung
11.00 Uhr – Gottesdienst in der Ortskirche Alterode mit musikalischer Begleitung
12.30 Uhr – Mittagessen
13.30 Uhr – Beginn des Programms
Buchvorstellung: Kindheit ohne Heimat
Podiumsgespräch: Neuanfang im geteilten Deutschland
Beiträge der Besucher
15.30 Uhr – Kaffeetrinken Singen und Schwätzen
16.30 Uhr – Reisesegen

Kostenbeitrag: ca.16,00 € (Mittagessen, Kaffeegedeck und Saalmiete)

Übernachtung im Haus ist möglich, auch in der näheren Umgebung.

Einladungen erhalten Sie noch, auch mit detaillierten Angaben zum Programm. Wer keine Einladung bekommt, da die Adresse nicht in unserem Postleitzahlenbereich liegt, bitte telefonisch bis zum 10.10.2016 anmelden.

Ihre Linde Daum, Tel. 034782-21216
Gerda Stark, Tel. 034742-95080
Ilse Michaelis, Tel. 034772-31764

Kaluschke – wer kennt sie noch?

Rezepte aufgefrischt und aufgetischt, für unsere jüngsten Leser!

Es ist für mich immer wieder ein kulinarischer Höhepunkt meine heißgeliebte Leibspeise „Kaluschke“ oder auch Golubzy genannt, auf der Zunge zergehen zu lassen. Seit dem Tod meiner Eltern erinnere ich mich immer seltener an die deftige Küche meiner bessarabischen Vorfahren. Um so erfreuter nahm ich die Einladung von Monika und Robert Weiß aus Verden-Walle zu einem ausgiebigen und schmackhaft zubereiteten Mahl meiner sehr geschätzten „Golobzy“ an. Um diese Speise rankt sich so manche Geschichte.

So auch diese: Erschienen in: „Heimat“ Stimme des Vereins zur Förderung des Schrifttums der Deutschen aus Bessarabien. Ihre Redaktion Christa Hilpert-Kuch



Rezept und Foto aus:
Bessarabische Spezialitäten

Zutaten:

Eine halbe Tasse Reis, eine Zwiebel, 250 g durchwachsener Speck, eine Knoblauchzehe, 500 g Hackfleisch, Salz, Pfeffer, zwölf gesäuerte Kohlblätter und 750 g Sauerkraut.

Man koche den Reis halbgar und lasse ihn abkühlen. Die Zwiebeln fein schneiden, den Knoblauch durch die Presse geben und den Speck würfeln. Nun alles mit dem Hackfleisch und den Gewürzen vermengen und auf den ausgebreiteten Kohlblättern verteilen. Nun wickelt man die Blätter zusammen, setzt die Krautwickel auf eine Schicht Sauerkraut in eine Braten-Kasserolle und verteilt das restliche Sauerkraut darüber. Mit Wasser knapp bedeckt bei geschlossenem Topf etwa eine Stunde dämpfen.

Guten Appetit.

„Golubzy“

Leibspeise vieler Bessarabiendeutschen

Die Ehefrau des Teplitzer Schuhmachermeisters Oskar K. hatte sich eine wichtige Ehregel, die da lautet, dass die Liebe durch den Magen geht, gut gemerkt. Sie tischte ihrem Ehemann deshalb immer recht schmackhafte und kräftige Speisen auf. Um ihn in eine besonders gute Laune zu versetzen und ihn gefügig zu machen, kochte sie ihm mitunter „Golubzy“. Darunter kann sich der verehrte Leser, dessen Wiege nicht im bessarabischen Steppengebiet gestanden hat, natürlich nichts vorstellen. Es gibt für diese leckere Speise zwar die etwas lahme hochdeutsche Bezeichnung „Kohlrouladen“, die aber den Kern der Sache nicht so richtig trifft. „Golubzy“ sind eben „Golubzy“: appetitlich aussehend angenehm duftend, würzig im Geschmack, immer wieder die Esslust anreizend. Die Zutaten sind zwar dieselben wie bei den Kohlrouladen: Kohlblätter, Reis, Hackfleisch, Schmalz, ferner Tomaten, Zwiebel und etwas Sahne für die Soße. Aber die bessarabiseen „Golubzy“ hatten etwas Eigenartiges. Pikantes an sich, das eben nur eine echt bessarabische Küche hervorzaubern konnte. Ob die Schmackhaftigkeit an den leicht angesäuerten Kohlblättern oder an der Beigabe von Rauchfleisch oder sonst an einem Geheimrezept lag? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass die „Golubzy“ bessarabischer Abstammung ganz prima schmeckten. An einem Sonntag hatte es wieder einmal des Oskars Leibgericht „Golubzy“ gegeben, an dem er sich nach alter Gewohnheit von ganzem Herzen gütlich tat. Mit der angenehmen Last im Magen begab er sich nach dem Mittagmahl an seine Hofmauer, um noch die schöne

Herbstsonne etwas zu genießen. Dort gesellte sich zu ihm, von der entgegengesetzten Häuserreihe, sein guter Freund und Handwerksgenosse Gotthilf Sch. Nachdem die beiden sich begrüßt hatten, meinte der Besucher: „Na, Oskar, wie geht's? Du guckst ja so munter in die Welt?“ Darauf erwiderte der Oskar in freudigem Ton: „Mir hots heut mittag wieder amol guat gschmeckt. I han mi ordentlich satt gessa. „Was du net sagsch, bemerkte darauf der Gotthilf, „wenn die saga tätsch guat satt trunka, no tät is eher glaube. Was hots denn bei euch so bsondars gea, dass du de so satt gessa hosch?“ „Mei Liablingspeis Golubzy, i kann dr saga, die hen aber guat gschmeckt. Moi Lydia versteht ebbs vom Kocha, fuhr der Oskar in derselben fröhlichen Stimmung fort. „No wieviel Golubzy hosch denn au gessa?“ wollte der Gotthilf wissen, worauf der Oskar erwiderte: „So ganz genau weiß i des net, aber siebene warats gwiess, wenn net noch meanar. „Was sagsch du?“ rief der Gotthilf verwundert aus. „siehe Golubzy hosch du gessa: Des kannsch du am Wintermähar verzähle, aber net mir! (Der „Wintermähar war ein einfältiger Bulgare, der in Teplitz Tagelohnarbeit verrichtete).

Mir hen au Golubzy ghet, die au ganz guat gschmeckt hen. Moi Katja isch au net ganz ugschickt im Kocha. Abar i han so kaum dreiahalf drvo packt. Eure „Golubzy“ möcht i au amol seha. Auf Vorschlag des Oskars gingen die beiden darauf in dessen Küche und ließen sich von der Lydia die zwei „Golubzy“ die noch von der Mahlzeit übriggeblieben waren, zeigen. Als der Gotthilf ihrer ansichtig wurde,

meinte er geringschätzig: „Ne, des glaub i, dass du von dene kleine Dingar sieben gessa hosch. Des sen doch keine Golubzy für an erwachsena Mann. Komm amol rüber zu mir, na wer i dir unsere ‚Golubzy‘ zeiga, des isch ebbs anderes!“ Und in der Tat, wie der Oskar bei seinem Besuch in der Küche seines Freundes feststellen konnte, waren die „Golubzy“ bei Sch.. doppelt so groß wie bei K.. Das Kochgeheimnis der Katja bestand darin, dass sie für jede „Krautgalusche“ (so sagte man in Bessarabien auch dazu) zwei Kohlblätter genommen hatte und sie deshalb mit einer doppelten Portion von Hackfleisch und Reis füllen konnte. Als der Gotthilf das erstaunte Gesicht des Oskar sah, erklärte er triumphierend: „Wenn mr die Sach genau nemmt, no hann i vielleicht noch meanar gessa wie du.“ Wohl oder übel musste sich sein Gast in dem „Golubzy“-Wettstreit geschlagen geben. Das Gespräch löste sich aber bald in ein allgemeines Wohlgefallen auf, denn der Gotthilf lud den Oskar ein, am Küchentisch Platz zu nehmen und holte von seinem Keller eine Flasche Rotwein herauf. Die beiden saßen dann noch lange, über Dorfereignisse gemütlich plaudernd, zusammen, wobei der Rebensaft des Wirtes allen beiden so trefflich mundete, dass dieser die Flasche noch einmal nachfüllte, die Gläser aber fleißig geleert wurden.

Diese Begebenheit hatte sich in der guten alten Zeit, als an essbaren Dingen noch ein Überfluss herrschte, zugetragen. Es sollte aber bald anders kommen. Jener Spielmann hat bekanntlich gespielt „Die Zeiten sind veränderlich“ und in Teplitz pflegte man zu sagen: „Nee dene Fangtäg

komma au Jagtäg. Als die Sowjets im Sommer 1940 Bessarabien besetzt hatten, schwand in den Lebensmittelgeschäften das Warenlager dahin, wie der Schnee bei den wärmenden Strahlen der Frühlingssonne. Denn die Rotarmisten kauften auf, was ihnen vor die Augen kam, ohne Rücksicht auf den Preis zu nehmen (an Geld fehlte es ihnen nicht, da sie den Rubel zu einem günstigen Kurs von vierzig Lei eingetauscht bekamen). In dieser knappen Zeit, die nun angebrochen war, gelüstete es einen guten Freund und Berufsgenossen des Oskar, Jakob H. nach „Golubzy“. Seine Frau erklärte sich gerne bereit, seinen Esswunsch zu erfüllen. Aber sie erklärte, wenn sie „Golubzy“ kochen sollte, müsste ihr Ehemann zuerst etwas Reis besorgen. Der Jakob machte sich sofort auf den Weg zu seinem Schwager Gotth. R., der ein kleines Lebensmittelgeschäft betrieb. Als er dem Gotthold sein Anliegen vorbrachte, meinte dieser mitleidig lächelnd: „Oh Schwager, du bist mit doim Reis aber spät dra, vor oinara Wach han i s letscht Pfund ama Ruß verkauft. Aber i han ebbs andres wo mr vielleicht au zu Golubzy nemma kennt: „Grollte Gershta“ uff hochdeitsch sagt mr Perlgraupen drzua. Von dem Zeugs han i noch an ganza Sack voll.“ Der Jakob war über den guten Rat erfreut und kaufte sich ein Pfund von der empfohlenen Ware. Das Kochexper-

iment mit den Perlgraupen misslang leider. Schon beim Kochen hatte sich die Berta beklagt, dass der ‚Ersatzreis‘ sich nicht so richtig zusammenballen wolle. Als die Familie dann beim Mittagmahl von den „Golubzy“ kostete, machten alle enttäuschte Gesichter und erklärten einstimmig, so ein geschmackloses Zeug könne man nicht essen. Sie fischten so gut es ging die Fleischteilchen heraus, aßen auch die Kohlblätter auf. Die Perlgraupen aber fanden Verwendung als Hühnerfutter. Bald nach dieser Begebenheit besuchte der Jakob seinen guten Freund Oskar. Nachdem sie sich eine Weile über dieses und jenes unterhalten hatten, meinte der Oskar: „Mensch, i tät so gern amol „Golubzy“ essa: aber mir hen kein Reis. Weißsch du net, wo mr a bissle Reis kriega könnt?“ Der Jakob, der oft den Schalk im Nacken sitzen hatte, sagte darauf: „Mein Schwager Gotthold hot in seinara Laffke gschälte Gerschte Perlgraupen, wie die herrschaftliche Leut drzua saget. Von dene hot moi Berta au „Golubzy kocht. Die sean genau so aus wie die von Reis. Aber säum net so lang on geh no glei un kauf, solange mr noch ebbs kriegt. Du weißsch doch wie die Russe uffs Kaufe noi sen.“ Der Oskar war nach dieser Mitteilung sehr erfreut und ging gleich in den Laden, wo er sich als vorsorgender Familienvater zehn Pfund Perlgraupen kaufte.

Man wollte schließlich noch öfter „Golubzy“ essen. Nach zwei Tagen trafen sie die beiden Freunde zufällig auf der Straße. Der Oskar rief dem Jakob gleich von weitem zu „Du Halunk hosch mi wieder hintars Licht gführt. Die Golubzy von dera gschäta Gerschte kann mr doch net essa! Uff di kann mr sich aber au garnett verlassa. Du kansch doch net untarscheida was schlecht un guat schmeckt. Der Jakob erwiderte auf den Redeschwall gelassen: „I han no gsagt, dass die ‚Golubzy von Perlgraupen genau so aussean wie die von Reis. I han aber net gsagt, wie sie schmeckat. Dazu hatte der Oskar nichts zu bemerken. Mit der „Golubzy“-Herrlichkeit war es übrigens für lange Zeit vorbei. In Deutschland, wohin die Bessarabiendeutschen im Jahr 1940 verpflanzt wurden, machte auch Schmalhans den Küchenmeister. Das war der „Chrischtabas“ gleich bei der Ankunft im Umsiedlungslager aufgefallen. Deshalb schimpfte sie ihren braven Ehemann, den Hansjörgvetter, weil der die Kannen mit dem eingebratenen Schweinefleisch iu Galatz abgegeben hatte, gleich tüchtig aus und sagte zu ihm: „Du moisch du wersch in Deutschland au so viel Wurscht un Speck essa wie in Bessarabien?“ Zum Glück hatte der Spielmann mit dem Lied von der Veränderlichkeit der Zeiten auch in Deutschland recht. Auf Jagdtage folgten wieder Fangtage.

*„Forschen und Gedenken“ von Susanne Schlebter
Fortsetzung von Seite 6*

Im Laufe der Bearbeitungszeit verfeinerte sich auch meine topographische Methode. Die graphische Arbeit mit Landkarten gedieh zu einem effektiven Instrument bei der Spurensuche. Das Auffinden von Orten, auch die Übersetzung von damals deutschen Ortsnamen in ihre aktuelle Bezeichnung im heutigen östlichen Europa – und umgekehrt – war nicht immer einfach und eindeutig. Die Mühe mit den Topographien dient daneben letztlich auch dem Ziel der Vermittlung und dem Verstehen der komplexen Vorgänge für spätere Leser. Zunächst wurde eigens eine umfassende Kartengrundlage konstruiert, die die komplexe Szenerie der Vorgänge darstellte: Dazu gehörte Bessarabien, die Umsiedlungsrouten von 1940, die Zonen mit den Umsiedlungslagern 1940-43 sowie die Ansiedlungsgebiete bis 1945, incl. des Altreichs für die nicht angesiedelten sog. „A-Fälle“. Gewählt habe ich dafür als Grundlage willkürlich eine Grenzsituation von 1942. Auf diesem Untergrund wurde es möglich, beliebige Ausschnitte wie mit einer Lupe herauszuholen und ggf. zu vergrößern, z.B. um die Schauplätze einer Geschichte zu verorten und Beziehungen zu erkennen. Aus der Zusammenführung mehrerer solcher Einzelkarten ließen sich wiederum topographische Überblicks-Szenarien rekonstruieren und abbilden.

Im Laufe der Zeit konnten auch Erkenntnisse aus den parallel laufenden Archivrecherchen eingezeichnet werden. „Karte 3 zu Kap. D“ zeigt so z.B. Stationen und „Wege der Heimpfleglinge aus Bessarabien in den Warthegau 1940“ (hier auf dem unfertigen Stand von 2008 im 3. Projektmodul). Eine namentliche Patientenaufnahmeliste der Gnesener Anstalt besagte, dass am 21.10.1940 in der Anstalt Tiegenhof 62 Pfleglinge aus Bessarabien aufgenommen wurden. Zwei weitere Transporte mit Pfleglingen aus dem Alexanderasyl und Heim Elim aus Sarata kamen im Oktober 1940 in der Anstalt Warta an. Eine weitere aufschlussreiche Topographie erschloss sich erst nach Einblick in die Krankenakten. Teilweise konnte Dietmar Schulze auch Akten der gemeldeten Personen aus den Geschichten einsehen und ihr weiteres Schicksal verfolgen. Von Interesse waren darin z.B. Gewichtsnotizen, notierte Sterbe-Umstände, Korrespondenzen mit der Familie, Meldebögen der „T4“, Vermerke über Weiterverlegungen in andere Anstalten. Die Kommentare des Historikers wurden einzelnen Geschichten als Anhang beigegeben und auch den beteiligten Familien bekannt gemacht. So konnten wir fast 70 Jahre nach der Umsiedlung noch manches Familienschicksal aufklären. Einzelne unserer Hinweisgeber, die so erstmals einen exakten

Todesort erfuhren, reisten inzwischen nach Polen, um auf einem Anstaltsfriedhof ein persönliches Denkmal zu setzen, Fotos zu machen oder z.B. einen Baum an dem Platz zu pflanzen oder etwas Erde von dort mitzunehmen.

Es gab auch verstörende Ergebnisse. In einem Fall war eine psychisch kranke Mutter seit dem Krankentransport von 1940 in der Familie für tot gehalten worden, indessen ihre Akte besagte, dass sie noch bis zur Evakuierung 1945 in einer Anstalt überlebt hatte, als sich ihre Spuren verloren.

Am Ende dieses Moduls stand ein differenziertes Ergebnis.

Die Bessarabiendeutschen Pfleglinge wurden nach der Umsiedlung offensichtlich ebenso in die Mechanismen die Krankentod „Aktion T4“ einbezogen wie derzeit die reichsdeutschen Patienten, auch wenn sie durch die separaten Krankentransporte das Einbürgerungsverfahren noch nicht durchlaufen hatten.

Nur Dank der Zeitabläufe der Umsiedlung wurden die Bessarabiendeutschen Pfleglinge nicht mehr Opfer der Gasmorde in den umgebauten Duschen spezieller T4-„Heil- und Pflegeanstalten“. Die Akteneinsichten von Dietmar Schulze zeigten diese zeitlichen Zusammenhänge auf: Am 25.7.1941 wurden mehrere Hundert Patienten aus den Anstalten Warta und Tiegenhof in Richtung Wes-

ten in die T4-Zwischenanstalt Uchtsprunge verlegt; darunter befanden sich u.a. auch Pflegelinge des Alexanderasyls und anderer Heime aus Bessarabien. Von Uchtsprunge aus wären sie nach weiteren Selektionen direkt in die nahegelegene Gasmordanstalt Bernburg (T4-Kennzeichen: „Be“) transportiert worden. Dazu kam es jedoch nicht mehr, weil schon kurz darauf, im August 1941, die zentral gesteuerte heimliche „Vernichtung lebensunwerten Lebens“ reichsweit gestoppt wurde. In der Bevölkerung hatte sich Verdacht und öffentlicher Protest geregt.

Nur dieser zufällige, zeitliche Umstand hatte u.a. auch die Heimpflegelinge aus Bessarabien vor der Vergasung bewahrt. Allerdings wurde das Morden von arbeitsunfähigen Patienten in den Heil- und Pflegeanstalten bis 1945 mit anderen Methoden weiterbetrieben, mit Spritzen oder durch Verhungern, wie es später in den Nachkriegsprozessen belegt wurde.

Aus den Krankenakten konnte Dietmar die weiteren Verlegungswege rekonstruieren. Von der Anstalt Uchtsprunge aus gelangten bessarabiendeutsche Pflegelinge z.B. 1944 nach Pfafferode in Sachsen oder wieder Richtung Osten in die berüchtigte Anstalt Meseritz-Obrawalde.

Zur nötigen Differenzierung der Ergebnisse gehört auch die Erkenntnis, dass einige bessarabiendeutsche Behinderte den Krieg in den Anstalten überlebten. 1950 wurden verbliebene deutsche Patienten über eine Repatriierungsaktion von Polen aus in die Anstalt Wittstock an der Dosse in Ostdeutschland überführt. Allerdings hatten diese Überlebenden inzwischen wohl den Kontakt zu ihren Familien verloren, möglicherweise ist dies den Angehörigen gar nicht bekannt.

Vielleicht wird nun verständlich, warum es für uns problematisch ist, für die geplante Gedenktafel eine namentliche „Opferliste“ zu erstellen. Das Schicksal der einzelnen Heiminsassen lässt sich nicht pauschal formulieren. Ein Gedenkspruch muss entsprechend genau und richtig formuliert werden, um der Wahrheit und unseren wissenschaftlichen Ergebnissen gerecht zu werden.

2014 hat inzwischen Maria Fiebrandt, die 2008 gemeinsam mit Dietmar Schulze in

den polnischen Archiven unterwegs war, ihr empfehlenswertes Buch „Auslese für die Siedlergesellschaft, die Einbeziehung Volksdeutscher in die NS-Erbgesundheitspolitik im Kontext der Umsiedlungen 1939-1945“ veröffentlicht. Fiebrandts Untersuchung beschränkt sich nicht nur auf die Bessarabiendeutschen, sondern umfassender auch auf Umsiedler der anderen „Heim-ins-Reich“-Aktionen. Sie fand dazu in Archiven aufschlussreiche Dokumente und beschreibt auch ausführlich die oben erwähnten Verlegungen aus den Anstalten Tiegenhof und Warta. Unser paralleles BKM-Forschungsprojekt erwähnt Frau Fiebrandt leider nur auf dem Stand von 2008. Ihre 2014 veröffentlichte Fehleinschätzung, dass meiner „erinnerungsgeschichtlichen Zusammenstellung“ von Einzelfällen die Einbettung in den historischen Kontext der Umsiedlung fehle¹⁰, beruht wohl darauf, dass ihr die ersten drei BKM-Module durch meine Zusendungen noch bekannt waren, jedoch bedau-

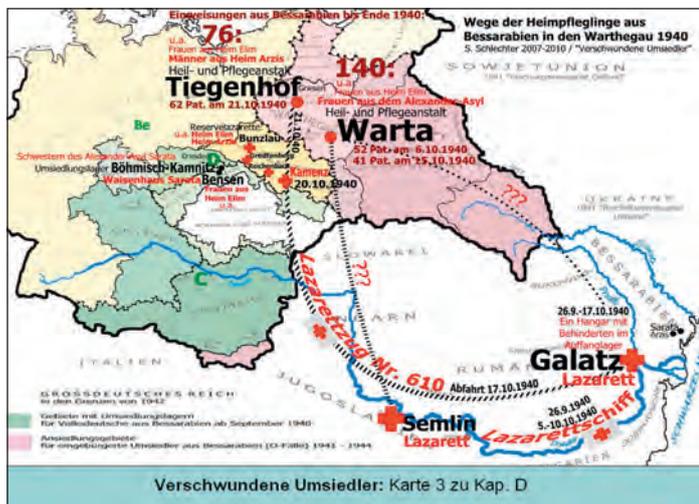
10 Laut Maria Fiebrandt habe Ute Schmidt in ihrer Monographie über Bessarabien als erste auf „Fälle von Euthanasie“ hingewiesen: „Diesen und weiteren Fällen gingen Susanne Schlechter und Dietmar Schulze ab 2008 in einem vom Bessarabiendeutschen Verein finanzierten Projekt nach.“ (Einleitung, S. 28). Jedoch mit Einschränkung: „Eine Einbettung in den Kontext der Umsiedlung im Sinne einer allgemeinen und über die Einzelfälle hinausgehenden Darstellung der Krankentransporte aus Bessarabien, der Unterbringung in den Anstalten des Warthegaus, der Situation in den aufnehmenden Anstalten und der Sterblichkeit unter den Bessarabiendeutschen erfolgt nicht.“ (Einleitung, S. 29). Bedauerlicherweise ist diese von Maria Fiebrandt noch 2014 so veröffentlichte reduktive Einschätzung des BKM-geförderten Projekts gleich in mehreren Aspekten unrichtig dargestellt. – Ute Schmidt und ich hatten bereits 2002 einen telefonischen Gedankenaustausch. Unseren Kontakt verdankten wir der Literaturwissenschaftlerin Heike Müns im BKGE, die die derzeit noch unveröffentlichte Arbeit von Ute Schmidt lektorierte und seit 2000 auch meine Spurensuche-Manuskripte las und sie mit mir im BKGE besprach. Ich vermute, dass die kurze Erwähnung von „Euthanasie“ bei Ute Schmidt auf Heike Müns und auf unser damaliges Telefonat zurückzuführen ist. Nach meinen eigenen, ausführlichen Recherchen seit 2000 war der erste, der die Euthanasieforschung mit den Umsiedlungen (im Baltikum) verknüpft hat, der Historiker Dietmar Schulze.

erlicherweise wohl nicht mehr das nun folgende, vierte Forschungs-Modul, das Gesamtwerk „Verschwundene Umsiedler“.



Nach einer Pause der Unsicherheit von sechs Monaten konnte noch das letzte und längste Modul realisiert werden. Von Mai 2009 bis Oktober 2010 förderte der BKM, wieder in Trägerschaft und mit einem Zuschuss des Bessarabiendeutschen Vereins, noch einmal insgesamt 18 Monate für die Auswertung und Präsentation der Ergebnisse aus allen drei vorangegangenen Modulen seit 2007.

Diese umfassende Ausarbeitung zu einem Gesamtwerk stand unter dem Titel „Verschwundene Umsiedler“. Darin behandelt das Schicksal der ursprünglich gesuchten Haupt-Opfergruppe der T4 nur Kap.D. unter dem Titel: „Sondertransporte in den Warthegau“. Daneben untersuchen fünf weitere Kapitel gleichermaßen intensiv andere Kategorien von „Verschwundenen Umsiedlern“, die sich aus den Meldungen der Hinweisgeber ergeben hatten. Jedem der sechs ausführlich ausgearbeiteten und mit historischen Kontexten verknüpften Kapitel ist ein eigener Anhang mit ca. 10 zugehörigen „Geschichten“ beigegeben, von denen einige mit den Kommentaren des Historikers aus den Archivrecherchen ergänzt wurden. Zu jeder Geschichte zeigt eine eigene Topographie die darin vorkommenden Schauplätze und verortet sie damit graphisch in weitere Zusammenhänge. Außerdem veranschaulicht mindestens eine topographische Gesamtdarstellung zu jedem Kapitel die darin erarbeiteten Inhalte.



Die „Geschichte“ meines Großvaters, mit dem im Jahr 2000 alles als private Spurensuche anfang, findet sich übrigens erst im Geschichten-Anhang zum letzten Kapitel F wieder, unter der Kategorie: „Einweisungen nach der Ansiedlung“. Die eingebürgerten Umsiedler, die die Prozedur der heimlichen Musterungen durch die EWZ (Einwandererzentralstelle) erfolgreich durchlaufen hatten und nun für den „Ost-Ansatz“ vorgesehen waren, standen nach ihrer Ansiedlung in den besetzten polnischen Gebieten unter einem besonderen Bewährungszwang als neue Reichsbürger. Ansiedler, die sich politisch oder „psychisch“ nicht den Erwartungen gemäß dieser zugewiesenen Rolle bewährten, drohte u.a. die Einweisung in eine Anstalt wie die „Gau-Heil- und Pflegeanstalt Konradstein“.

Ein anderes Kapitel befasst sich mit der vergessenen Opfergruppe der Kinder, die offenbar manchmal in Quarantänestationen noch vor den Einbürgerungsverfahren einer Art Darwin'schen Probe ausgesetzt wurden. Oder mit den Nichtangesiedelten, die als A-Fälle bis 1945 genaunommen Zwangsarbeit in Fabriken leisteten und in Gemeinschaftssälen in Stockbetten schliefen, ohne jemals Ersatz für ihren in Bessarabien zurückgelassenen Besitz erhalten zu haben. Ich sprach mit einem Zeitzeugen aus dem KZ Flossenbürg, der dort mit anderen Männern seines Heimatortes wegen Verweigerung der Ansiedlung gelandet war. Ein weiteres Kapitel beleuchtet die Lazaretttransporte nach Schlesien, die Kranke und Alte, sogar Säuglinge, fern ihrer Familien, in sehr provisorische „Reservelazarette“ brachten, die nicht Ärzte, sondern Uniformierte leiteten, wie es das Tagebuch eines kranken Umsiedlers berichtet.

Alle diese Themen sind ausschließlich durch die persönlichen Erfahrungen von Zeitzeugen hervorgeholt worden, wurden bisher jedoch öffentlich nicht so ernst genommen, dass für sie unser historisches Denkraster verändert oder hinterfragt worden wäre. Umgekehrt fanden sie selbst mit ihren Schicksalen in dem immer wieder nur reproduzierten Raster keinen Platz.

Am Ende meiner Untersuchung stand im Oktober 2010 ein Gesamtpaket von sechs verschiedenen Kategorien von „Verschwundenen Umsiedlern“, die insgesamt – aber auch jeweils als Kapitel für sich allein stehend – die damalige Umsiedlungsaktion aus anderen Blickwinkeln heraus untersucht und so ihr Gesamtbild erweitert. Daher wurde das Projekt im Endgutachten des BKM als „vorbildlich“ gewertet. Trotzdem war dies das vorläufige Ende.

Phase V: Konsolidierung? (2011–2016)

Vielleicht ist nach einer solch intensiven Lebensphase, in der man von Projekt zu Projekt kaum zum Luftholen kommt, zudem ebenso von Projektantrag zu Projektantrag von Existenzsorgen verfolgt wird, mal eine Verschnaufpause nötig. Die mittlerweile sechs Jahre, die seit Abgabe der Ausarbeitung Ende 2010 bis heute vergingen, möch-

te ich als „Phase der Konsolidierung“ sehen. In diesen Jahren vollzog sich eine Neuaufstellung und Neuorientierung, sowohl im Bessarabiendeutschen Verein, als auch bei mir selbst.

Nach dem Ende des BKM-Projekts bildete sich im Verein eine Historische Kommission unter Leitung von Pastor Arnulf Baumann, die sich insbesondere mit der NS-Vergangenheit der Bessarabiendeutschen auseinandersetzte. Mehrere Forschungsprojekte und Veröffentlichungen dazu wurden auf den Weg gebracht.

Für mich persönlich bedeutete das Projektende, die Uhr wieder auf Null zurückstellen zu müssen. Bei meiner vergeblichen bundesweiten Stellensuche 2011 tröstete mich der Segen des 100-jährigen, blinden Bessarabiendeutschen aus Kurudschika, der mir bei unserer Begegnung in Verden einmal prophezeit hatte: „Ihnen wird Gutes widerfahren!“ Nach neun Monaten wurde ich tatsächlich glückliche Museumsleiterin, hier in meiner Region.

Auch ohne Veröffentlichung der Arbeit über die „Verschwundenen Umsiedler“ erfuhren im Laufe der Zeit ForscherkollegInnen verschiedener Fachrichtungen, zumeist aus der Medizingeschichte, irgendwie von meinen Projekten und suchten den persönlichen Austausch. Die englische Professorin Dr. Elizabeth Harvey¹¹ aus Nottingham besuchte mich 2012 in Oldenburg. Ein weiterer Höhepunkt war Ende 2011 die Einladung zu einer internationalen Konferenz nach Oxford. Auch Maria Fiebrandt war dabei. Dort konnten wir mit anderen ForscherInnen aus verschiedenen Ländern, u.a. aus Südosteuropa, unsere zumeist noch unveröffentlichten Arbeiten untereinander zur Diskussion stellen, und zwar in den wunderbaren Räumen des alten ehrwürdigen Balliol College.

Erst vor einem Monat, am 24. Juni 2016, überstand ich die mündliche Prüfung für meine Promotion mit dem Thema des ersten Forschungsmoduls von 2007, das ich 2009 in der kulturwissenschaftlichen Fakultät der Oldenburger Uni eingereicht hatte. Auch dieses lange Gutachterverfahren brauchte offenbar seine eigene Zeit. Da ich nie Geschichte studiert hatte, bewegte ich mich mit meinem Thema „extern“ und zwischen den akademischen Disziplinen. Inzwischen ist mir klar, dass dies kein Zufall ist. Der Kunst und den Kulturwissenschaften verdanke ich eine langjährige Ausbildung. So kann der Boden meiner Arbeit und meiner Konzepte auch nur hier zu suchen sein.

¹¹ Elizabeth Harvey: „Documenting displacement: public and private images of resettlement“, Vortrag auf der Conference of the German History Society, Sept. 2012 in Edinburgh. In einer früheren Arbeit hatte sie sich mit den deutschen Ansiedlungsbetreuerinnen befasst, in: „Der Osten braucht Dich. Frauen und nationalsozialistische Germanisierungspolitik“, Hamburg 2010.

Phase VI: Denkmale (2015/16)

Es ist interessant, dass der Bessarabiendeutsche Verein und mein persönlicher beruflicher Weg sich ab 2011 zunächst divergierend verselbständigen mussten, bevor wir fünf Jahre später –beinah gleichzeitig – jeweils eigene symbolische Akte realisierten.

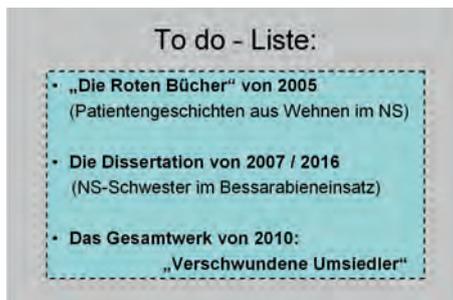
Ohne mein Zutun – worauf ich stolz bin – bildete sich innerhalb des Vorstands die Idee und Initiative für Gedenktafeln im Heimathaus zur Erinnerung an die Verschwundenen Umsiedler. Ich weiß noch nicht einmal genau, wer dafür die treibende Kraft war. Ich erinnere mich daran, dass ich vor einigen Jahren aus dem Mitteilungsblatt schon von einem angesetzten Termin für eine Gedenktafeleinweihung erfuh, die aber dann doch nicht stattfand. Die Frage der Gestaltung, der Formulierung des Gedenktexes, auch die kontroverse Frage der namentlichen Nennung der Opfer – all dies wurde zum Glück doch nicht eilig übers Knie gebrochen, sondern brauchte Diskussion und Reifezeit bis zu der heutigen, gelungenen und feierlichen Realisierung. Damit ist nun ein wichtiger Abschnitt wirklich gut bewältigt worden.

Annähernd zeitlich parallel, habe auch ich selbst eine symbolische Handlung des Gedenkens realisiert, indem ich im September 2015 ein Holzkreuz für meinen Großvater Christian Schlechter auf dem Anstaltsfriedhof von Kocborowo in den Waldboden steckte. Diese symbolische Aktion war ein Ergebnis meiner Familienforschung, der ich über ein Jahrzehnt meines Lebens gewidmet hatte. Offensichtlich braucht Gedächtnis nicht nur Kommunikation, sondern auch Orte und Zeichen – zumal, wenn Inhalte in das kulturelle Gedächtnis der folgenden Generation wandern sollen. Zu Allerheiligen im November 2015 reiste meine nicht-katholische Tochter, die bisher nicht allzuviel Interesse an meiner langjährigen Familienforschung zeigte, überraschenderweise auch nach Kocborowo, wo sie das Kreuz ihres Urgroßvaters suchte und fand – und auch noch eine Kerze dazu stellte, auch wenn ihr Wissen dazu noch begrenzt ist.

Phase VII: Veröffentlichung (2017...?)

Künftig wird durch den gewählten Ort der Gedenktafeln im Eingangsbereich das Thema „Euthanasie“ gleich beim Betreten des Heimathauses der Bessarabiendeutschen jedem Gast präsent sein. Selbst bei verschlossener Tür sind die Tafeln durch die Fensterscheiben, z.B. von Passanten, zu betrachten. Wir sollten uns dabei die Frage stellen, ob diese historischen Zusammenhänge eigentlich schon verstanden werden können. Solange das Wissen zu diesem Komplex noch gar nicht in der Gesellschaft kommuniziert ist, gibt es auch die Gefahr der Mythenbildung, z.B. durch eine unreflektierte Opferrolle oder unrichtige Pauschalisierungen.

Zur Vermittlung des komplexen Sachverhalts sollte die Veröffentlichung eigentlich nicht mehr länger auf sich warten lassen.



Doch es lässt sich immer nur ein Schritt nach dem anderen vollziehen. Die Last der vielen gleichzeitigen Aufgaben, die ich die letzten fünf Jahre als ungeduldiges Gepäck mit mir herumtrug – vielleicht hatte es sich durch die konzentrierte Geschwindigkeit der Projekte so hoch aufgestapel? – hat letztlich die Realisierung insgesamt blockiert. Inzwischen versuche ich, gelassener mit der Zeit und meinen Möglichkeiten umzugehen.

Konkrete Etappenziele sind für mich aktuell, neben meinem Beruf, zunächst einmal die von der Prüfungskommission geforderten Nachbearbeitungen meiner Dissertation umzusetzen, anschließend zunächst deren Veröffentlichung, damit der Dokortitel auch getragen werden darf. Ein regionaler Verlag möchte die „Roten Bücher“ von 2005/06 drucken, was nach 10 Jahren auch einige redaktionelle Arbeiten mit sich bringen wird.

Die Veröffentlichung des Gesamtwerks von 2010 steht somit leider erst an dritter Stelle des Machbaren. Ich bitte dafür vor allem die beteiligten HinweisgeberInnen um Entschuldigung und weiterhin um Geduld. Wer vorab einen Blick in die Arbeit werfen möchte, findet sie im Archiv des Heimathauses in Stuttgart als internes Präsenzexemplar und kann sie vor Ort nach Absprache einsehen.

Phase VIII: Ausblick

Mein Wunsch ist, die Herausgabe des Gesamtwerkes, wenn es eines Tages einmal soweit ist, gemeinsam mit den Hinweisgebern zu feiern. Ich stelle mir einen mehrtägigen Urlaub am „grauen Meer“ vor, eine Art Zeitreise zu der kargen Steppenlandschaft der Nordseeinsel Spiekeroog, wo statt Autos noch immer Pferdekutschen fahren – zum gegenseitigen Kennenlernen beim Vorlesen der einzelnen Geschichten. Durch die persönlichen Familien-Spuren suchen habe ich in den Jahren 2008-10 zu vielen Hinweisgebern einen nahen Kontakt. Da wir uns damals über Emails, Briefe oder Telefone austauschten, bin ich neugierig auf Gesichter. So hätte ich mich sehr gefreut, heute bei der Einweihung der Gedenktafeln die Gesichter zu den vertrauten Namen und Geschichten zu sehen. Für die Einladungsliste zur heutigen Feier gab ich die fast 100 Adressen von Hinweisgebern ab. Leider scheinen aber die persönlichen Einladungen doch nicht mehr verschickt worden zu sein. Das tut mir sehr leid. Vielleicht wurde hier etwas ganz Wesentliches noch nicht verstanden oder versehentlich nicht beachtet. Volkhard Knigge, der Leiter der Gedenkstätte des KZ Bu-

chenwald, hat es vor einigen Jahren bei seiner Preisverleihung in Oldenburg sehr schön ausgedrückt:

„Gedenkstätten sind nicht Orte, an denen man sich unablässig Asche auf's Haupt streut. Sondern hier findet Freundschaft statt. Die Menschen bringen ihre Herzen mit“.

Ich durfte mich heute über eine ganz besonders herzliche Begegnung mit Frau Hedwig Turi freuen, die ohne Einladung von der Feier erfuhr und die für mich heute mit ihrer Umarmung quasi symbolisch meine gesamte Hinweisgeberschaft vertrat.

Danke

Im Rückblick möchte ich mich in aller Herzlichkeit an allererster Stelle noch einmal bei den vielen Hinweisgebern bedanken: Ihre vielen persönlichen Puzzle-Teile waren nötig, um das Gesamtbild zusammenzusetzen. Danke für das Vertrauen, auch für so viel vertraulichen Gedankenaustausch.

Einen sehr ernsthaften Dank möchte ich dem Bessarabiendeutschen Verein und seinem Vorstand sagen, der meine BKM-Projekte ab 2008 so offen und hochinteressiert unterstützte und zudem auch noch sehr sehr großzügig finanziell ausstattete. Auf diesem Boden konnte es gut gedeihen. Insbesondere möchte ich mich bei dem damaligen Bundesvorsitzenden Ingo Isert bedanken: Wir waren ein gutes Team, insbesondere auch bei all den bürokratischen Abwicklungen, die solche Projekte unsichtbar im Hintergrund erfordern. Ebenso beim jetzigen Bundesvorsitzenden Günter Vossler, der mich zur heutigen Feier einlud und mich vor einigen Jahren auch schon bei der schwierigen Frage der Namensnennung der Opfer einbezog und nach Stuttgart einlud. Ich glaube, dass auch wir ein gutes Team sind.

Ein persönliches Dankeschön möchte ich an David Aippersbach aussprechen, der damals mein seltsames Thema mit ganz persönlichem Engagement in den Verein hineinbrachte. Schon 2006 hatte er mich in der Gedenkstätte Wehnen überraschend besucht. Als damaliger Schriftleiter veröffentlichte er dann 2007 bereitwillig die ersten Aufrufe im Mitteilungsblatt. Schließlich war David 2008 auch zu der Enthüllung meines Gedenk-Kopfkissens nach Ofen gereist und hatte dort an der Feier unseres Gedenkkreises teilgenommen.

Zu guter Letzt geht ein persönlicher Dank auch hoch in den Norden, nach Bremerhaven an Elvire Bisle-Fandrich. Sie hat in ihren zahlreichen Zeitzeugengesprächen nicht nur die schönen Erinnerungen, die „Sonnrosen“ Bessarabiens, bei älteren Zeitzeugen erfragt und aufgeschrieben, sondern hatte schon lange vor mir ein offenes Ohr für die schmerzenden, ungenuten Erinnerungen, die „Piker“ der alten Heimat. Deshalb ist es auch kein Zufall, dass sie es war, die mir gleich mehrere wichtige Kontakte vermitteln konnte. Ich verdanke Elvire den Kontakt zu dem Arzt des Umsiedlungskommandos, den ich in hohem Alter als (wie er selbst meinte: dem „letzten noch lebenden Mit-

glied des Umsiedlungskommandos“) noch interviewen konnte. Selbstverständlich kannte Elvire auch längst die Tochter der Generaloberin persönlich. Auch wusste sie, wo das Tagebuch eines kranken Umsiedlers zu finden war. – Rein zufällig war Elvire 1975, als ich noch unwissend vor unserem Familiengrab stand (s.o.), übrigens meine Deutschlehrerin in Bremerhaven gewesen. Aber damals wusste ich nicht, dass sie aus Bessarabien stammte, dort sogar genau am selben Tag im Jahr 1936 wie mein Vater geboren wurde – und dass wir uns – vier Jahrzehnte später! – einmal über solche Fragen austauschen würden.

Ich danke ihr für den freundlichen Nachruf an meinen verstorbenen Vater Egon Schlechter. Auf den Bessaraber-Treffen, die Elvire viele Jahre im benachbarten Bokel durchführte, hatte mein Vater an die Teilnehmer Pflanzen verschenkt, aus Samen gezogen, die er von seiner Bessarabienreise mitgebracht hatte. Ich hoffe, dass diese Blumen irgendwo noch wachsen und gedeihen.

Ein unfassbares Netz. Geschichte ist faszinierenderweise, wie Harald Welzer als Sozialwissenschaftler¹² schwärmt, viel viel mehr als wir es überhaupt allein und einzeln erfassen könnten. Unsere sinnliche Wahrnehmung ist ja grundsätzlich lückenhaft angelegt, also müssen wir immer wieder neue Wissenslücken füllen und dabei das Gedächtnis irgendwie passgenau machen. Dafür konstruieren, rekonstruieren, dekonstruieren wir unsere Bilder der Vergangenheit als einen immer mitlaufenden „Schatten“ der Gegenwart. Auch wenn symbolische Handlungen, Riten, Denkmäler für uns wichtige Schritte und Zeichen sind, lebendig bleibt die Erinnerung an die Umsiedlung der Bessarabiendeutschen im kulturellen Gedächtnis nicht unbedingt, indem sie in Stein gemeißelt verewigt wird – sondern solange sie auch sozial kommuniziert und produktiv neu verhandelt wird. Erinnerung muss immer wieder neu passgenau gemacht werden.

Das Ende einer Zeitzugengeneration sei eine Schwelle, bei der solches geschieht. Denn für die nächste – schon meine – Generation stellt sich nach dem Holocaust tatsächlich keine Gewissensfrage mehr, sondern eine Gedächtnisfrage. Passt die Lücke im Familiengedächtnis überhaupt in das kulturelle Gedächtnis meiner Gesellschaft? Nach Aleida Assmanns¹³ Vorstellung als Kulturwissenschaftlerin muss das kulturelle Gedächtnis immer wieder aktiv umstrukturiert und neu überschrieben werden, um im nächsten Generationengedächtnis lebendig zu bleiben und mittransportiert zu werden. Forschung müsse deshalb immer wieder Muster aufbrechen.

Vielleicht habe ich das in alter Gewohnheit getan. Die Fachdisziplin, in der man Sehen lernt, in der Muster aufgebrochen und immer wieder kreativ neue geformt werden, ist möglicherweise gar nicht die Geschichte, sondern die Kunst.

¹² Absatz frei nach Harald Welzer, a.a.O.

¹³ Absatz frei nach Aleida Assmann, a.a.O.

Mit freundlicher Genehmigung der: Evangelischen Wochenzeitung für Bayern aus 80636 München

Lüge und Einschüchterung

Die bayerische Partnerkirche in der Ukraine zerfällt unter Bischof Maschewski

THOMAS GREIF

Bischöfe sind Leitfiguren kirchlichen Lebens. Sie können eine Kirche prägen und sogar verändern. Dass ein neuer Bischof eine ganze Kirchenorganisation zerstört und an den Rand ihrer Existenz bringt, kommt, zumindest in Europa, selten vor. Doch die Deutsche Evangelisch-Lutherische Kirche in der Ukraine (DELKU) erlebt derzeit dieses Schicksal.

Die DELKU ist ein Kind der Wende in Osteuropa. Damals erinnerten sich in der noch jungen Ukraine viele ältere Menschen an ihre Wurzeln in der deutschen Kultur und evangelisch-lutherischen Religion. An vielen Orten gelang es, die spärlichen Reste des Schwarzmeerluthertums zu bündeln und in eine kleine, aber überzeugte Kirchengemeinschaft zu führen, und auch an anderen Orten in der Ukraine entstanden kleine evangelische Gemeinden. Symbolischer Schlussstein der Aufbauarbeit in der Metropole Odessa war die Wiedereinweihung der vormals abgebrannten Paulskirche im April 2010.

Wichtigster Partner dieser evangelischen Renaissance am Schwarzen Meer war die bayerische Landeskirche. Was formell als gleichberechtigte Partnerschaft deklariert war, war in Wirklichkeit Entwicklungshilfe: Die Bayern schickten das Personal inklusive der Bischöfe, sie halfen beim Aufbau einer Organisation und sie gaben das Geld – in summa geschätzte zehn Millionen Euro.

Uland Spahlinger, heute Dekan in Dinkelsbühl, war der letzte Bischof, der anno 2009 per Ausschreibungsverfahren vom Münchner Landeskirchenrat nach Odessa entsendet wurde. Mit Ablauf seiner Amtszeit sollte die DELKU, deren Verkehrssprachen längst Ukrainisch oder Russisch geworden waren, volljährig werden, ihren Bischof in einer ordentlichen Synodalwahl selbst bestimmen und sich wenigstens organisatorisch auf eigene Beine stellen.

Teil 1 des Plans gelang. Die Synodalen aus 31 Gemeinden wählten mit 27 zu 24 den Pfarrer von Dnepropetrovsk, den gebürtigen Kasachen Serge Maschewski, zum neuen Bischof. Maschewski hat ebenso wie der unterlegene Bewerber, der damalige Pfarrer von Odessa, Andreas Hamburg, einen russland-deutschen biografischen Hintergrund. Vor der Synode trat er als geistlicher Hirte mit gesunder Distanz zur nicht überall geliebten Kirchenzentrale in Odessa auf. „Maschewski hat sich sehr gut präsentiert“, weiß Ulrich Zenker, Ökumene-Referent der bayerischen

Landeskirche, der besuchsweise an der Synode teilnahm.

Doch schon in den Wochen nach der Wahl zeichneten sich schwerwiegende Verwerfungen ab. Vor der Wahl hatte es Gerüchte gegeben, Maschewski habe Alkohol- und Drogenprobleme. Bei seiner Vorstellung von einem Synodalen daraufhin angesprochen, antwortete Maschewski nach der Erinnerung mehrerer Zeugen: „Ich habe nur ein einziges Problem mit Alkohol, nämlich immer dann, wenn Betrunkene leere Flaschen über den Zaun unseres Kirchengrundstücks in Dnepropetrovsk werfen.“

Nun aber tauchte in der ersten Sitzung der Kirchenleitung nach der Wahl das Vernehmungsprotokoll eines Rettungssanitäters auf, der Maschewski „in betrunkenem Zustand“ in einem kirchlichen Gebäude in Dnepropetrovsk vorgefunden hatte – dokumentiert per Dienstbuch, schriftlich hinterlegter Erklärung und Video der Zeugenaussage. Maschewski, zu der Sitzung als designierter Bischof als Zuhörer geladen, reagierte mit vorgehaltenem Diktafon und mit beißender Schärfe: „Keine sachlichen Aussagen, nur Bedrohungen und Beleidigungen“, erinnert sich Pfarrer Ralf Haska, damals als Pfarrer der Katharinengemeinde in Kiew Mitglied der Kirchenleitung und heute Pfarrer im oberfränkischen Markt-leuthen. Drei Mitglieder der Kirchenleitung erklärten mit sofortiger Wirkung ihren Rücktritt. „Nicht der Alkohol, sondern der Vertrauensverlust war das Hauptproblem“, unterstreicht Haska: „Denn da zeigte sich, dass er die Synode belogen hatte.“

Eine vertrauensärztliche Untersuchung in Bayern bestätigte laut Oberkirchenrat Michael Martin (Interview unten) die Alkoholkrankheit zumindest nicht. Maschewskis Kritiker bedrängten dennoch den amtierenden Bischof Spahlinger, die für Februar 2014 geplante Amtseinführung auszusetzen – etwa durch Suspendierung Maschewskis als DELKU-Pfarrer. Dafür, sagt Spahlinger heute, habe es aber keine ausreichende Handhabe gegeben: „Die Beweislage war zu unsicher.“ Stattdessen fasste Spahlinger die Lage aus seiner Sicht in einer eidesstattlichen Erklärung zusammen, die er in der Kirchenkanzlei in Odessa hinterlegte. Von dort gelangte sie unter ungeklärten Umständen an die Öffentlichkeit.

So wurde also Serge Maschewski im Februar 2014 im Beisein mehrerer osteuropäischer Bischöfe in Odessa zum neuen DELKU-Bischof eingesegnet. Zu seinen ersten Amtshandlungen zählte nach Erinnerung von Pfarrer Andreas Hamburg, inzwischen im

oberfränkischen Thierstein gelandet, eine Anweisung an alle DELKU-Pfarrer, ihre Arbeitszeit stundengenau zu dokumentieren. Manche hätten das noch humorvoll genommen und sogar minutengenau Stundenpläne geliefert.

Nun begann das, was Maschewskis Kritiker in Deutschland und in der Ukraine als „Säuberung“ bezeichnen. Maschewski wechselte zunächst alle Schlüssel, dann das gesamte 15-köpfige Personal der DELKU-Kanzlei in Odessa aus, darunter den langjährigen Finanzchef Juri Beidelsbacher. Seiner Kritiker Haska und Hamburg entledigte sich der neue Bischof, indem er die Verlängerung der Entsendungsverträge aus Deutschland hintertrieb. Vor allem im Fall Haskas spielte Maschewski dabei offenbar mit harten Bandagen: Obwohl die EKD, die die Pfarrstelle in Kiew finanziert, der Verlängerung ausdrücklich zugestimmt hatte, erklärte der Bischof vor der Kirchenleitung das Gegenteil. Als bei der nächsten Synode ein EKD-Vertreter in einem Grußwort unterbrachte, man habe Haska ja gerne weiterhin in Kiew belassen wollen, waren Kirchenleitungsmitglieder wie der frühere DELKU-Synodalpräsident Alexander Groß konsterniert.

Groß wollte 2014 auf eine andere Stelle wechseln. Maschewski entließ ihn – ohne ihn jedoch auf der anderen Stelle einzustellen. Auf die Begründung wartet Groß bis heute. Maschewski habe ihm nur geschrieben: „Ich will es so.“ Die Gemeinde in Novogradowka wurde von Maschewski exkommuniziert, gegen die Gemeinde in Petrodolina klagt der Bischof auf Herausgabe aller Immobilien. Die internationale Bibelschule, die Groß mit westlicher Unterstützung von seinem Pfarrhaus in Petrodolina geführt hatte, wurde inzwischen geschlossen. Derzeit übt Groß das Pastorenamt weiter aus, wird aber von den Gemeinden direkt bezahlt.

In Odessa erhob Maschewski im Zusammenhang mit dem Betrieb des „Deutschen Zentrums“ Korruptionsvorwürfe gegen Mitarbeiter, die er auch auf die bayerische Partnerkirche ausweitete. Im Juli 2015 erklärte der Landeskirchenrat in München daraufhin die Partnerschaft für beendet; bestehende Gemeindepартnerschaften sollen aber weitergehen.

Fast unglaublich ist die Geschichte, die sich nach den von der dortigen Kirchengemeinde im Gemeindebrief publizierten Zeugenaussagen am 2. Adventssonntag 2015 in Kiew abspielte: Maschewski drang dort in den Morgenstunden mit einigen Gefolgsleuten in das Kirchengebäude ein, ließ den Küster



Die mit bayerischer Hilfe wieder eingeweihte Paulskirche in Odessa. Foto: Greif



Bischof Serge Maschewski. Foto: Schmid

Alexander Prokoptschyk festsetzen und durchsuchte die Amtsräume der Gemeinde, möglicherweise auf der Suche nach dem Dienstsiegel. Er hatte vorgehabt, den inzwischen von der EKD entsandten Pfarrer Hans-Ulrich Schäfer zu suspendieren und durch einen anderen Geistlichen zu ersetzen. Als Schäfer den regulären Sonntagsgottesdienst hielt, wurde er von Maschewski und seinen Anhängern immer wieder unter-

brochen. Vor der Kirche skandierte eine Gruppe junger Männer „Ukrainische Kirchen für Ukrainer“.

Entsetzt vom Vorgehen des Oberhirten erklärte die Katharinengemeinde in Kiew, die zahlenmäßig größte DELKU-Gemeinde, ihren Austritt aus der DELKU. Schäfer, von Maschewski über Monate massiv unter Druck gesetzt, starb im März bei einer Tagung von EKD-Auslandspfarrern in Prag an Herzversagen. „Er war gesund. So jemand hat nicht einfach einen Herzinfarkt. Er ist wegen des großen Stresses gestorben“, sagte die Kiewer Prädikantin Tatjana Terjoschina der Mecklenburgischen und Pommerschen Kirchenzeitung.

„Maschewski hat ein diktatorisches System installiert, das mit lutherischem Kirchenverständnis nichts zu tun hat“, fasst Ex-Bischof Spahlinger zusammen. Die DELKU, inzwischen von 31 auf 20 Gemeinden geschrumpft, zeige inzwischen alle Anzeichen einer Sekte – Alleinvertretungsanspruch eines Einzelnen, Drohung statt Diskurs, Abschottung nach außen. Maschewskis Regime

sei auf Lüge und Einschüchterung gebaut, sagt auch Ralf Haska. Es entspreche einer weitverbreiteten postsozialistischen Mentalität. Ulrich Zenker äußert sich etwas vorsichtiger, aber auch eindeutig: „Maschewski fehlt die Kraft zu versöhnen.“ Dies sei aber seine wichtigste Aufgabe als Bischof. Stattdessen gelte das Prinzip: „Wer Fragen stellt, wird ausgeschlossen.“

Das Sonntagsblatt hat auch Bischof Serge Maschewski um eine Stellungnahme gebeten. Eine entsprechende Anfrage blieb aber unbeantwortet. Die Website der DELKU ist seit kurzem abgeschaltet.

Die deutschen Partnerkirchen halten sich zurück, offenbar, um den Anbruch von Einmischung aus Deutschland zu vermeiden. Den einzigen Hebel halte die DELKU-Synode in der Hand, sagt Spahlinger. Sie kann nach geltendem Recht ihrem Bischof das Mandat entziehen. Der hat den Braten aber gerochen und hatte bereits bei der letzten Synode einen privaten Wachdienst engagiert, der einzelnen Synodalen den Zutritt zur Tagung verweigerte.

„Eine Katastrophe“

Oberkirchenrat Michael Martin: „Wir haben die Partnerschaft auf Eis gelegt“

Oberkirchenrat Michael Martin ist als Leiter der Abteilung „Ökumene und kirchliches Leben“ im Münchner Landeskirchenamt für die Beziehungen zu den Partnerkirchen zuständig.

Die Situation der Lutherischen Kirche in der Ukraine erscheint mehr als problematisch. Wie sehen Sie die Lage?

Martin: Diese Einschätzung ist wahrscheinlich sogar noch eine Beschönigung. Wir erleben in unserer Partnerkirche, der wir schon lange und intensiv verbunden sind, geradezu eine Katastrophe. Die Kirche ist völlig gespalten, mehr als die Hälfte der rund 30 Gemeinden hat die Kirche verlassen oder ist von Bischof Maschewski „exkommuniziert“ und hinausgedrängt worden.

Was sind die Gründe für diese Entwicklung?

Martin: Die Konflikte begannen schon bald nach der Wahl von Serge Maschewski. Uns war es wichtig, dass die Kirche von der bayerischen Nabelschnur wekommt und eine einheimische Kirche wird. Deshalb wurden auch die Zuschüsse der bayerischen Landeskirche um zehn Prozent pro Jahr zurückgefahren, damit die Kirche innerhalb von zehn Jahren finanziell auf eigenen Füßen stehen kann. Dafür wurde das „Deutsche Zentrum“ in Odessa aufgebaut, für das aus Bayern über 7 Millionen Euro kamen. Die Mieteinnahmen waren für die Finanzierung der ukrainischen Kirche vorgesehen. Da waren wir schon auf einem guten Weg.

Warum ging es auf diesem Weg nicht weiter?

Martin: Ein Stein für die gegenwärtigen Konflikte ist ausgerechnet das sehr erfolgreiche „Deutsche Zentrum“. Damit die Mieteinnahmen möglichst ungeschmälert der Kirche zugute kommen können, wurde – wie in der Ukraine üblich – eine Gesellschaft aus kirchlichen Repräsentanten und Mitarbeitern gegründet, die diese

Gelder an die Kirche weiterleitete. Das war dem neuen Bischof schnell ein Dorn im Auge, weil er offensichtlich die volle Kontrolle über alle kirchlichen Vorgänge wollte. Obwohl alle Einnahmen absolut korrekt verbucht und abgerechnet wurden, hat er uns, also der bayerischen Landeskirche, „schwarze Kassen“ und Korruption vorgeworfen. Die Mietverträge der Gesellschaft für das „Deutsche Zentrum“ hat er durch eigene Mietverträge abgelöst. Die Mitarbeiter der Kirchenkanzlei wurden von ihm vor die Tür gesetzt, darunter auch der bewährte Verwaltungsleiter.

Ist also die Person des Bischofs der Auslöser für die Schiefelage?

Martin: Die Wahl Maschewski fand unter schwierigen Bedingungen statt. Eigentlich war beabsichtigt, nach Bischof Spahlinger, der aus Bayern kam, einen einheimischen Pfarrer für das Bischofsamt zu suchen. Zunächst waren aber keine einheimischen Kandidaten bereit. Deshalb suchten und fanden wir nochmals einen bayerischen Pfarrer, der für das Bischofsamt kandidieren sollte. Der damalige Bischof Spahlinger hat jedoch erfolgreich um Kandidaten aus der Ukraine geworben und schließlich gab es zwei einheimische Kandidaten. Das Abstimmungsergebnis für Maschewski war mit 27 zu 24 äußerst knapp. Der Start des neuen Bischofs, der von seiner bayerischen Partnerkirche vorbehaltlos unterstützt wurde, war zuerst durchaus erfolgversprechend. So hat er beispielsweise gleich alle weit verstreuten Gemeinden in der Ukraine besucht, was sehr gut ankam. Allerdings überwarf er sich dann sehr schnell mit vielen Mitarbeitern, der Ton in der Kirchenkanzlei wurde unerträglich und es setzte eine Schlammschlacht ein, die bis in den persönlichen Bereich führte.

Was könnte den Bischof zu diesem Verhalten veranlasst haben?

Martin: Zu vermuten ist, dass Maschewski alles selbst im Griff haben will und er sich mit abweichenden Meinungen schwer tut und überall Gegner und Widersacher sieht. Das hat zu dramatischen Vorgängen geführt. Um Zugriff auf die Gemeinde in Kiew zu bekommen, die als EKD-Auslandsgemeinde weitgehend selbstständig ist, hat er sie mit einigen Gefolgsleuten sozusagen besetzt und den Mesner in der Sakristei festgesetzt. Von der Gemeinde Schlangendorf verlangte er vergeblich die Schlüssel zur Kirche. Mehrere Gemeinden hat er exkommuniziert. Dieses Verhalten hat dann wiederum zu Gegnerschaft und erbittertem Widerstand geführt.

Was ist der jetzige Stand?

Martin: Weil wir keine transparenten Abrechnungen und keine Rechenschaft über unsere Zuschüsse bekommen, haben wir die Finanzflüsse aus Bayern eingefroren. Und weil Bischof Maschewski sich Gesprächen verweigert oder einseitig die Auswahl der Gesprächspartner bestimmen will, ist mit Beschluss des Landeskirchenrats die Partnerschaft ausgesetzt, liegt also auf Eis.

Wie kann es jetzt weitergehen?

Martin: Wir haben den Lutherischen Weltbund um vermittelnde Gespräche gebeten. Unser Bestreben ist immer noch, die Partnerschaft weiterzuführen bzw. wieder aufzunehmen und die ukrainische Kirche auf den Weg in die Selbstständigkeit nach Kräften zu unterstützen. Mit Bischof Maschewski wird das aber wohl nicht gehen. Es sei denn, er wäre zur Versöhnung bereit. Eine transparente Abrechnung von Zuschüssen und Einblick in die Jahresrechnungen wären eine weitere Voraussetzung für die Wiederaufnahme der Partnerbeziehung.

Fragen: Achim Schmid

Ein altes Bild und seine Geschichten

SIGRID STANDKE

Ein altes Hochzeitsbild aus der Zeit um 1950 weckte mein Interesse. Ich kannte es schon seit meinen Kindertagen. Meine Eltern waren darauf zu sehen, jung und schön. Ich wusste, es hatte mit Wildenhain zu tun, einem Dorf in Sachsen, in dem meine Mutter geboren wurde und aufgewachsen ist. Aber es hatte auch einen Bezug zu Bessarabien, der Heimat meines Vaters. Meine Familie war dann Mitte der fünfziger Jahre aus diesem Dorf weggezogen. Unsere späteren Besuche hier galten der Familie und nur den engsten Freunden. Die Geschichte um diese Hochzeit blieb ein Geheimnis, bis heute.

Meine Eltern starben, die Bilderkiste kam in meine Hände. In der Zwischenzeit war mein Interesse an der Geschichte meiner Familie und ihrer Herkunft gewachsen. Seither habe ich viele Fragen, doch die Antworten muss ich mir woanders suchen.

Zurück zu diesem Hochzeitsbild. Es kam mir vor einiger Zeit mal wieder in die Hände und ich sah es mir genauer an. Ich sah das Brautpaar und erkannte, dass diese beiden auch Gäste auf der Hochzeit meiner Eltern waren. Es gab also eine Verbindung zwischen den vier Personen. Eine Verbindung, die ich nicht kannte, die mich aber neugierig machte. Eine alte Hochzeitszeitung half mir dabei, die Namen der beiden heraus zu finden. Ilse Friedrich, ein Wildenhainer Mädchen, Nachbarskind und Schulfreundin meiner Mutter Käthe Gleißner. Dann der junge Mann, Albert Brost, ein Flüchtling wie viele in dieser Zeit. Und zu meiner Überraschung, er war ein Bessaraber, geboren in Marasliensfeld, dem Geburtsort meines Vaters David Sasse. Das war also des Rätsels Lösung: Zwei Wildenhainer junge Frauen heiraten zwei Bauernburschen aus Marasliensfeld in Bessarabien. Diese vier jungen Menschen fühlten sich miteinander verbunden und zeigten es auch dadurch, dass sie sich gegenseitig zu ihren Hochzeiten eingeladen haben. Leider hat diese Bindung oder Verbindung dann den Wegzug meiner Eltern nicht überdauert.

Nun hatte mich diese Geschichte ergriffen und ich wollte gern die noch heute in Wildenhain lebenden Brost kennen lernen. Da ein Besuch in der alten Heimat bevor stand, fasste ich den Mut und rief an im Hause Brost. Natürlich kam mein Anruf völlig überraschend. Die Geschichte von dem Hochzeitsbild und der gemeinsamen Herkunft unserer Eltern natürlich auch. Aber mein Wunsch nach einem gemeinsamen Gespräch wurde nicht abgelehnt. Und dann fragte ich zum guten Schluss nach dem Geburtsjahr meines Gesprächspartners. Herr Brost nannte das Jahr „1951“, was bei mir eine besondere Freude auslöste, denn es war auch das meine. Wie schön, es gab also auch zwischen uns, der nächsten Generation, etwas Gemeinsames.

Nun war der Pfingstmontag gekommen. Nochmal ein Anruf und ein Besuch im Haus Brost in Wildenhain war verabredet. Wir erlebten ein herzliches Willkommen. Bei Kaffee und Kuchen haben wir uns ganz wunderbar unterhalten. Unsere Themen waren natürlich unsere Eltern. Die Heimat unserer Mütter Wildenhain in Sachsen und die Heimat unserer Väter Marasliensfeld in Bessarabien in der Vergangenheit und heute. Die Lebenswege unserer Eltern und auch wir haben schon Lebensgeschichten zu erzählen.

Dann sahen wir uns unsere Fotos an und erlebten gleich zwei freudige Überraschungen. Auf einem Kindergartenbild aus jenen Tagen, mit mehr als 30 Kindern, standen das Sasse Kind und das Brost Kind ganz vertraut nebeneinander. Und dann, die große Freude war ein Kinderbild im Fotoalbum der Familie Brost. „Das bin ja ich!“ war mein freudiger Ausruf. Der kleine Brost Junge und das kleine Sasse Mädchen halten sich fest an den Händchen.

Ich wußte es doch, dass es da etwas gibt, was uns miteinander verbindet! Es ist nicht nur die Geschichte unserer Eltern, wir haben auch eine eigene, kleine Geschichte. Nun wünsche ich mir, dass wir uns nicht wieder so ganz aus den Augen verlieren.

Der Pfingstrosenstrauß

HELGA FELDMANN

Nach einer langen, beschwerlichen Reise von Leipzig/Bessarabien nach Leipzig/Sachsen, erst mit dem Schiff und dann mit der Bahn, wurden wir im Lager Felsenkeller in Leipzig untergebracht. Mein Vater war noch im letzten Jahr in Bessarabien an Blutvergiftung gestorben und so waren meine Mutter und ich allein unterwegs. Nach einem Jahr Aufenthalt im Lager wurden wir in Polen im Warthegau angesiedelt. Meine Mutter bekam einen kleinen, verkommenen Bauernhof. Es war die schlimmste Zeit ihres Lebens, wie sie mir später erzählte. Ich war erst fünf Jahre alt und bekam davon nichts mit. Ich ging noch nicht zur Schule und kannte dort kein Kind. Ich hatte niemanden zum Spielen. Das alte Haus hatte einen schmalen, langen Flur. Auf der einen Seite war die Haustür zur Straße hin und auf der anderen Seite die Tür zum Hof. Vor der Tür zum Hof war eine alte, wackelige Treppe. Oft saß ich auf dieser Treppe und spielte für mich allein. Eines Tages bemerkte ich, dass ich beobachtet wurde. Unser Grundstück war durch einen Staketenzaun vom Nachbargrundstück getrennt. Dort wohnte eine polnische Familie. Hinter dem Zaun stand ein kleiner Junge, ungefähr in meinem Alter. Erst tat ich so, als ob ich ihn nicht gesehen hätte, musste dann aber doch ab und zu hinschauen. Plötzlich kam mir der Gedanke: Vielleicht spielt er ja mit mir. Vorsichtig stand ich auf und ging langsam auf den Zaun zu. Doch sobald ich näher kam, rannte er weg und versteckte sich hinter dem anderen Haus. Das wiederholte sich ein paar mal und dann hatte ich keine Lust mehr. Ich ging ins Haus und sagte zu meiner Mutter: „Mir ist so langweilig. Ich weiß nicht, was ich machen soll.“ „Du kannst mir heute Vormittag im Vorgarten helfen“, sagte sie „wenn wir dort nicht bald Ordnung schaffen, wächst uns das Unkraut zum Fenster rein“. Also gingen wir am Nachmittag in den Vorgarten. Ich zupfte Unkraut oder was ich dafür hielt. Mit einem mal bemerkte ich einen Schatten. Ich sah auf und am Zaun stand der Junge von nebenan. Aber so plötzlich, wie er aufgetaucht war, war er auch wieder verschwunden.

Meine Mutter und ich saßen beim Abendbrot, da klopfte es an der Haustür. Wir sahen uns verwundert an und dachten: Wer kann das sein, wir kennen hier doch niemanden. Neugierig rannte ich zur Haustür. Meine Mutter kam hin-

Wildenhain
in Sachsen

Hochzeit von Albert Brost,
geb. in Marasliensfeld,
mit Ilse Friedrich aus Wildenhain

Kindergartenfreundschaft
Brost-Sasse



terher. Ich machte die Haustür auf und ein Riesenstrauß Pfingstrosen flog mir in die Arme. Dahinter sah ich den Jungen von nebenan wie einen Blitz davonrennen. Erschrocken sah ich meine Mutter an. Sie nahm mir die Blumen ab und ging schon etwas ahnend in den Vorgarten. Laut schimpfend kam sie zurück. „Weißt du, was das für Blumen sind?“ sagte sie. „Er hat die ganzen Pfingstrosen im Vorgarten abgerissen. Nicht eine hat er stehen gelassen. Na warte, dem werde ich was erzählen. Der soll sich bloß nicht mehr blicken lassen“. Als hätte er die Worte meiner Mutter gehört, ließ er sich wirklich

nicht mehr sehen. Ab und zu saß ich wieder auf der Treppe zum Hof und schaute verstohlen zum Gartenzaun. Ich bin sicher, er saß in seinem Versteck und beobachtete mich weiter.

Ich musste für einige Zeit ins Krankenhaus und als meine Mutter mich dort abholte, war sie umgezogen. Mein Großvater hatte dafür gesorgt, dass wir in Zukunft bei meinen Großeltern wohnen konnten. So habe ich meinen kleinen Freund nie wieder gesehen. Aber wenn ich Pfingstrosen sehe, muss ich immer noch an diese kleine Geschichte denken.



Das ist das einzige Bild, das ich von dem alten Bauernhof habe. Darauf sind meine beiden Cousinen und mein Onkel zu sehen. Alle leben nicht mehr. Das kleine Mädchen bin ich.

Zur Nachahmung empfohlen: Familienfahrt nach Polen

PASTOR I. R. ARNULF BAUMANN,
Wolfsburg

In der Pfingstwoche waren wir in Polen. Unsere älteste Tochter hatte gefragt, ob wir mit nach Polen fahren wollten, um Erinnerungsorte aus den Kriegsjahren aufzusuchen. Wir fanden das auch interessant und so brachen wir unsere Tochter Anneke, ihren Mann Karsten, ihre jüngere Tochter Anna und meine Frau Theda, am Pfingstmontag im Auto des Schwiegersohnes auf. Unser Weg führte uns zuerst in den Südwesten Polens, in das Gebiet von Bielsko-Biala, kurz vor der tschechischen Grenze. Dort haben sich die langjährigen Pfarrersleute von Konin an der Warthe, Andrzej und Rozwita Mendrok, in mühsamer Arbeit ein kleines Haus als Ruhestandssitz in ihrer Heimat ausgebaut. Seit meinem ersten Besuch in Konin im Mai 1989, wo ich im dortigen Pfarrhaus freundlich aufgenommen wurde und in meinem einstigen Kinderzimmer übernachten durfte, hat sich eine immer herzlicher werdende Freundschaft zu ihnen entwickelt, in die auch mein Bruder und dessen Frau einbezogen wurde.

Nach langer Fahrt kamen wir erst am Abend an, sehr herzlich begrüßt und bestens mit Speise und Trank versorgt. Nachdem wir uns über ein Jahr nicht gesehen hatten, gab es bis tief in die Nacht viel zu erzählen. Am nächsten Vormittag folgte eine Rundfahrt durch das benachbarte Feriengebiet des Beskidengebirges und ein herzhaftes Mittagessen. Für unsere Kinder und die Enkelin war es der perfekte Einstieg in das ihnen bis dahin fremde Land, in dem es solch großartige Gastfreundschaft gibt.

Die nächste Station war Breslau, die schlesische Hauptstadt, die in diesem Jahr Kulturhauptstadt Europas ist. Und wirklich, diese bei Kriegsende fast völlig zerstörte Stadt hat sich inzwischen sehr herausgeputzt. Mendroks hatten für uns Quartier in einem neuen, gut eingerichteten Gästehaus der evangelischen Diakonie am Rande der Altstadt besorgt. So konnten wir die Altstadt nach allen Seiten besichtigen, das berühmte Rathaus, die Universität, die katholische Elisabeth-Kirche mit einem Denkmal für den Widerstandskämpfer und evangelischen Theologen Dietrich Bonhoeffer und die Dominsel mit ihren verschiedenen historischen Kirchen und Amtsgebäuden. Alles war in bestem Schuss. Wer sich längere Fußwege nicht mehr erlauben kann, wird mit kleinen Elektro-Autos herumkutschert. Und es war schön, im „Schweidnitzer Keller“ des Rathauses zu speisen oder im „Polnischen Hof“ direkt gegenüber.

Unser Hauptziel aber war Konin, die Kreisstadt an der Warthe, einhundert Kilometer östlich von Posen, wo unsere Familie in der Kriegszeit gewohnt hatte und mein Vater als Pastor und Superintendent unter schwierigen Bedingungen tätig gewesen war. Inzwischen ist im dortigen evangelischen Pfarrhaus die junge Pastorenfamilie Wunsz eingezogen, die uns bereitwillig in der zum Gemeinde- und Gästehaus umgebauten Pfarrscheune Unterkunft bot. In Konin ist mir fast jedes Haus in der Altstadt vertraut, und ich konnte viel von den Verhältnissen in der Kriegszeit erzählen; einige lustige Begebenheiten - wie etwa der Schulweg über den Gartenzaun und in das Fenster des daneben stehenden Schulgebäudes -

kamen mir in den Sinn. Aber auch viele bedrückende Erinnerungen an die damalige NS-Herrschaft und ihr schmachliches Ende wurden wach. In der Altstadt stehen zwar die meisten Gebäude noch, aber sie sind größtenteils renoviert oder gar durch Neubauten ersetzt; alles ist sauber und ordentlich.

Der inzwischen in Wloclawek/Leslau an der Weichsel als Pastor tätige Sohn David Mendrok, der lange in der deutschsprachigen evangelischen Gemeinde in Breslau gewirkt hatte, war nach Konin gekommen, um einen Vormittag mit uns zu verbringen. Gemeinsam besuchten wir den heute in Polen sehr bekannten katholischen Wallfahrtsort Lichen Stary in der Nähe von Konin. Dort war in der Kriegszeit ein Hitlerjugendlager eingerichtet worden, eine Kirche war völlig leergeräumt und zum Schlafsaal umfunktioniert - ich kann immer noch den Platz zeigen, wo damals mein Doppelstockbett stand. An diesem für Polen heiligen Ort wurden wir seinerzeit sinnlos herumgeschleucht, und die Einheimischen mussten dem Treiben zusehen. Nach dem Kriege wurde dieser Ort zu einem Glaubenszentrum: Eine riesige, nur etwas kleiner als der Petersdom in Rom gehaltene Kirche entstand, dazu weitere Kirchen und Tagungszentren. Täglich kommen die Menschen mit Bussen und Privatautos hergefahren. Auffällig ist die ständige Verknüpfung von katholischem Glauben und polnischem Patriotismus, die sich auf Schritt und Tritt zeigt. Ein großes Denkmal des polnischen Papstes Johannes Paul II. hat als Hauptaussage, dass Polen sein Vaterland sei. Hier kann man viel über die besondere Prägung des polnischen Katholizismus lernen.

Ein besonderer Besuch war der in der evangelischen Kirche in Konin. Der frühere Pastor Mendrok hat im Laufe der Jahre Konfirmationsbilder aus alter und neuer Zeit gesammelt. Darunter ist auch das vom Sommer 1944 mit meinem Vater, meinem Bruder Winfried und unserem Vetter Traugott Hasenfuß. Und im Gemeindesaal findet sich an der Wand eine Liste, der in dieser Gemeinde amtierenden Pastoren, unter denen auch der Name meines Vaters aufgeführt ist. Die polnischen Evangelischen haben in-

zwischen ihren Frieden mit den in der Kriegszeit dort lebenden Deutschen gemacht.

Überhaupt haben wir Polen als ein sehr friedliches Land erlebt. Kein einziges Mal wurden wir kontrolliert, nirgends hörten wir böse Worte. Überall wurden wir höflich begrüßt und behandelt. Auf glühende Anhänger der neuen Regierung trafen wir nicht. Es wurde uns erklärt, dass Unzufriedenheit mit der früheren Regierung zum Regierungswechsel

geführt habe; aber mit der jetzigen Regierung sei man auch nicht glücklich. Kurz: Man kann ohne Weiteres nach Polen fahren, insbesondere wenn man dort einige Menschen persönlich kennt und eigene Kinder und Enkel dabei hat, die dadurch viel über die Vergangenheit erfahren. Die Generation derer, die jene Zeit in Polen erlebt haben, wird immer weniger und hat immer weniger die Kraft, eine solche Reise zu unternehmen.

Aber es lohnt sich.

Herbert Krause aus Arzis wurde 95

*Siegmond Ziebart
im Auftrag des Arbeitskreises der
Heimatgemeinde Arzis*



Als Herbert Krause am 5. Juni 1921 in Arzis geboren wurde ahnte niemand, dass der Bauernsohn aus Bessarabien seinen Lebensabend in Stuttgart verbringen würde. Damals waren seine Perspektiven in der Gesellschaft klar vorgegeben. Als jüngster Sohn würde er den Bauernhof weiterführen, obwohl er viel lieber einen Handwerkerberuf erlernt hätte. Auch waren die beiden älteren Brüder und die beiden Schwestern schon aus dem Haus und so konnte der Vater ihm seinen Wunsch, ein Handwerk zu erlernen, nicht erfüllen. Er brauchte ihn auf dem Hof.

Aber schon als Schüler zeigte sich seine musikalische Begabung. Ohne je Unterricht erhalten zu haben, entwickelte er sich sehr schnell zum gefragten „Harmoschka-Spieler (Bandonium) und auf den Tanzplätzen der verschiedenen Kameradschaften war er die „Big Band“. Als sich aus den Kameradschaften dann die Sport- und Kulturvereine entwickelten, legte manches junge Paar nach seinen Melodien eine „flotte Sohle“ auf die Dielen des Arziser Vereinsheimes. Da er noch minderjährig war, fiel das „Auge des Gesetzes“, in Form seines rumänischen Lehrers auf diese Aktivitäten. Nicht nur diese, sondern vor allem der Deutsche Verein war ihm ein Dorn im Auge. Da ein Verbot nichts half, wurden die Schikanen immer größer und seine Noten in der Schule immer schlechter.

Groß, sportlich und musikalisch begabt, wurde er bald der „Schwarm“ mancher Arziser Mädchen und auch ein Aushängeschild für den Sportverein. So wurde er mit 18 Jahren bei den bessarabischen Berufswettkämpfen 1939 (ja, auch das gab es Bessarabien) Bessarabiendeutscher Meister im Kugelstoßen.

Zu seinem 19. Geburtstag erschien in Arzis dann das russische Militär, nicht um ihm zu gratulieren, sondern um Bessarabien zu besetzen. Schon im Umsiedlungslager suchte die SS nach Nachwuchs. Er wollte aber lieber Bauer werden.

Und hier bot sich ihm die Chance als „Wehrbauer“ diesem Ziel näher zu kommen. Nachdem aber 1942 der Krieg immer mehr Opfer forderte, wurde dieser Plan aufgegeben. Damit wurde auch aus diese Chance durch die Einberufung zerschlagen. Das schreckliche Ende des Krieges zerstörte nicht nur die letzte Hoffnung, sondern bedeutete für ihn auch viele Jahre russische Gefangenschaft.

Nach seiner Entlassung zu seiner Mutter, hatte er keine Heimat, keinen Hof, keinen Beruf, kein Geld und keinerlei Perspektiven für die Zukunft. Was sollte er werden? Aber wie bei Vielen, tat sich auch für ihn eine Tür auf! Er bekam bald Arbeit in einer Strumpffabrik, ließ sich nebenberuflich zum Sanitäter ausbilden und bekam eine gute Anstellung beim Deutschen Roten Kreuz.

Er und seine Frau, geb. Wilhelm aus der Dobrudscha, die er 1949 geheiratet hatte, wären nicht Kolonistenkinder gewesen, wenn sie nicht nach einem eigenen Haus gestrebt hätten. 1955 konnten sie sich dann diesen Wunsch erfüllen und für sich und die beiden Töchter ein behütetes Zuhause schaffen. Trotz seiner starken Belastung im Beruf hat er immer Zeit gefunden sich auch um seine Arziser Landsleute zu kümmern und Jahrzehnte lang war sein Rat und seine Hilfsbereitschaft im Arbeitskreis unsere ehemaligen Heimatgemeinde eine große Hilfe.

Wir wünschen dem Jubilar alles Gute, vor allem Gesundheit und noch recht viele erlebnisreiche Jahre.



Herbert Krause wird 1939 Bessarabiendeutscher Rekordmeister im Kugelstoßen.

*Und immer sind da Spuren deines Lebens.
Bilder, Augenblicke und Gefühle,
die uns an dich erinnern
und uns glauben lassen, dass du bei uns bist.*



Ernst Jabs

geb. in Leipzig/Lissa-Warthegeau
* 9. 12. 1941 † 5. 8. 2016

In Liebe und Dankbarkeit

**Deine Hildegard
Michael
Adeline Jabs
Hilda Jabs
Bärbel und Volkhard Sander
sowie alle Angehörigen**

Herzhorn

Die Trauerfeier fand am Donnerstag, dem 11. August 2016,
um 13 Uhr in der Osterkapelle Herzhorn statt.

Hildegard Jabs, Grüner Weg 1, 25379 Herzhorn

Die Mutter war's, was braucht's der Worte mehr.

Gott, der Herr, nahm unsere liebe Mutter,
Schwiegermutter, Oma, Uroma, Schwester und Tante



Anna Leontine Handel

geb. Fetzer am 4.6. 1922 in Mansburg

im gesegneten Alter von 94 Jahren zu
sich in sein ewiges Reich.

In Liebe und Dankbarkeit nehmen Abschied

**Manfred Handel und Familie
Wolfgang Handel und Familie
Christa Leitloff geb. Handel und Familie
ihre Schwester Eleonore Ruschan geb. Fetzer
sowie alle Angehörigen**

Gröningen, im Juli 2016

Die Trauerfeier mit anschließender Urnenbeisetzung
fand am Samstag, dem 13. August 2016, um 10 Uhr auf
dem St.-Cyriaci-Friedhof in Gröningen statt.

Unsere liebe Mama, Oma und Uroma

Lilli Zimmermann

geb. Joachim aus Friedensthal

feiert am 13. September 2016 ihren

90. Geburtstag



Wir gratulieren herzlich und wünschen dir weiterhin
Gesundheit und Gottes Segen
Deine Kinder, Enkel und Urenkel

Spenden

Der Vorstand des Bessarabiendeutschen Vereins dankt allen
Spenderinnen und Spendern herzlich für die Zuwendungen,
die unser Verein in den zurückliegenden Monaten erhielt. Mit
ihren Spenden helfen sie uns sehr, unsere satzungsgemäßen
Aufgaben, einschließlich der Bessarabienhilfe in guter Weise
durchführen zu können. Bitte bleiben Sie uns auch zukünftig
verbunden.

i. A. Günther Vössler, Bundesvorsitzender

März 2016

Wolfgang Gräßle, Remshalden, 5 € – Helmut Grieb, Beverstedt, 10 €
– Gunnar Grimm, Kürten, 30 € – Frank Großmann, Wolferode, 60 €
– Esther Häcker, Mörfelden-Walldorf, 10 € – Gerhard Harsch, Aspach,
10 € – Elke Hartmann, Auenwald, 10 € – Erwin Heer, Oberstenfeld,
10 € – Adolf Hehr, Murrhardt, 10 € – Karlheinz Heier, Winnenden,
50 € – Charlotte Heimsoth, Kirchlinteln, 20 € – Anna Heldmaier,
Altbach, 50 € – Lars Henke, Steyerberg, 10 € – Emma Hermann,
Metzingen, 20 € – Liselotte Hertlein, Korntal-Münchingen,
10 € – Manfred Hess, Schwäbisch Gmünd, 10 € – Reinhold Hess,
Illingen, 50 € – Veronika Heßler, Sömmerda, 10 € – Otto Heth, Zeitz
– OT Luckenau, 10 € – Ernst Hiller, Gomaringen, 25 € – Klaus Hillius,
Baltmannsweiler, 25 € – Lilli Hirsch, Ludwigsburg, 10 € – Ingo-
Werner Hirschhorn, Neu Wulmstorf, 10 € – Wilhelm Hirzmann, Erpel,
20 € – Zita Hobbensiefken, Ganderkesee, 10 € – Ernst Hoffmann,
Langenstein, 10 € – Siglinde Hohloch, Aspach, 10 € – Dipl.Ing. Olaf
Hollinger, Jena, 60 € – Friedhelm Holzwarth, Ulm, 60 € – Lina Hoyer,
Göppingen, 60 € – Alide Hreben, Marbach, 20 € – Armin Irion,
Löchgau, 20 € – Dr. Dietmar Wolfhard Isert, München, 40 € – Berthold
Janke, Gornheimertal, 10 € – Harald Jauch, Ditzingen, 10 € –
Kunigunde Jauch, Ditzingen, 10 € – Hugo Jeske, Hochdorf, 30 € –
Edeltraud July, Stuttgart, 10 € – Elvira Kaliga, Kleinmachnow, 20 € –
Christoph Kalisch, Bad Dürrenheim, 90 € – Prof. Dr. Wilhelm Kappel,
Röbel, 10 € – Ella Kattner, Berlin, 50 € – Hilde Kaupp, Obersulm, 10 € –
Edda Kehrer, Backnang, 10 € – Jürgen Kehrer, Ditzingen, 60 € –
Kurt Kehrer, Backnang, 30 € – Albert Keller, Bremen, 100 € – Dr. h. c.
Edwin Kelm, Möglingen, 60 € – Eleonore Kelm, Leutershausen, 10 € –
Carmen Kesselring, Forst, 20 € – Ursula Key, Reinbek, 15 € –

Herzliche Einladung zum Gemeinschaftsnachmittag in Möglingen

am 9. Okt. 2016, 14–17 Uhr

Api-Gemeinschaftshaus
Bachstraße 5, 71696 Möglingen

- Biblischer Impuls zur Jahreslosung 2016 mit Werner Redel, Prediger Rommelshausen
- Reisebericht, Eindrücke und Erlebnisse über die 200-Jahr-Feier im August 2016 in Arzis / Bessarabien – mit Prof. Siegmund Ziebart

Gemeinsames Kaffeetrinken, Zeit für Gespräche und Begegnungen

Landeskirchliche Gemeinschaft
(Bessarabische Gemeinschaft)
Lerchenweg 10, 71696 Möglingen,
Telefon: 07141 / 48070

Waltrud Kiehnle, Kirchentellinsfurt, 20 € – Dipl.-Ing. Adolf Kinkelin, Oettingen, 60 € – Helmut Klaiber, Laupheim, 20 € – Melitta Klein, Groß-Schwülper, 10 € – Dr. Volkhardt Klein, Schwetzingen, 30 € – Annelore Klenke, Halle, 10 € – Dr. Günter Koch, Passau, 25 € – Elisabeth König, Wolfsburg, 10 € – Werner Krämer, Aspach, 10 € – Gudrun Kraus, Isenbüttel, 20 € – Irmgard Kreis, Merseburg, 20 € – Ortwin Kroll, Esslingen, 10 € – Thomas Krüger, Minden, 10 € – Erich Kube, Heilbronn, 50 € – Nicole Kuhn, Herborn, 30 € – Holger Kupka, Hildesheim, 30 € – Norbert Kupka, Hildesheim, 10 € – Alide Lang, Waiblingen, 20 € – Egon Lang, Wallhausen, 10 € – Gerhard Lang, Webau, 10 € – Helga Lebsanft, Böblingen, 10 € – Dieter Lehr, Kirchart, 20 € – Heinz Lemke, Volsemenhusen, 10 € – Gottliebepine Lepski, Kirchheim, 40 € – Gerda Liller, Altenriet, 20 € – Rita Limanski, Bad Urach, 10 € – Ursula Linn-Dölker, Bielefeld, 20 € – Gerda Lipp, Metzgingen, 10 € – Hiltrud Löffler, Schlaithdorf, 10 € – Rolf Looser, Aalen, 10 € – Gertrud Lörcher, Waiblingen, 40 € – Edgar Lukas, Erdmannhausen, 20 € – Bruno Lust, Stuttgart, 10 € – Werner Lutz, Ohmden, 10 € – Arnold Mädche, Cloppenburg, 100 € – Anita Mäder, Wülfrath, 10 € – Emil Mäder, Wülfrath, 20 € – Artur Maier, Freiberg, 60 € – Erika Manier, Craillshheim, 10 € – Dagmar Mann, Burgheim, 20 € – Bruno Martsch, Rosenheim, 50 € – Gerda Matheke-Müller, Renchen, 10 € – Horst Matt, Wendlingen, 20 € – Helmut Mattheis, Heikendorf, 60 € – Robert Mattheis, Neulingen, 10 € – Irmgard Matthes, Diedersdorf, 20 € – Otto Mauch, Nürtingen, 10 € – Richard Mauch, Heusenstamm, 10 € – Elli Ingrid Mayer, Maulbronn, 60 € – Emilie Mayer, Böblingen, 100 € – Johannes Mayer, Gifhorn, 10 € – Elfriede Meckler, Leinfelden-Echterdingen, 10 € – Wilhelm Messinger, Hochdorf, 50 € – Irmgard Meyer, Bad Mergentheim, 30 € – Lilli Moses, Uelzen, 60 € – Erika Moskal, Tuningen, 20 € – Eckhard Mück, Godern, 10 € – Christian Müller, Leonberg, 20 € – Harry Müller, Nagold, 10 € – Heinz-Dieter Müller, Gehrden, 10 € – Helmut Müller, Otterberg, 10 € – Ilse Müller, Peine, 30 € – Ingeborg Müller, Wolfschlügen, 30 € – Erika Mundt, Korswandt-Ulrichshorst, 60 € – Edith Munk, Esslingen, 60 € – Lilli Munkelt, Stuttgart, 20 € – Luise Naaß, Stuttgart, 20 € – Günter Necker, Stuttgart, 20 € – Hildegard Nedbal, Schwaigern, 20 € – Hildegard Neher-Schmitz, Stuttgart, 20 € – Frank Netzer, Rhinow, 10 € – Wilhelm Niederreiter, Echezell, 20 € – Simon Nowotni, Dettingen, 40 € – Ella Oertle, Waiblingen, 10 € – Ewald Oetter, Münster, 20 € – Theresa Oetter, Münster, 20 € – Adolf Wilhelm Ohlhausen, Böblingen, 40 € – Gotthilf Orthwein, Kirchberg, 10 € – Astrid Osburg, Leonberg, 40 € – Karl Otto, Quickborn, 10 € – Carmen Pache, Bremen, 40 € – Angelika Pape, Bremen, 20 € – Brigitte Patz, Dettingen, 10 € – Woldemar Pomreinke, Kutenholz, 10 € – Prof. Dr. Arnold Pracht, Wernau, 10 € – Manfred Quellmann, Essen, 15 € – Margarete Raffler, Mainhardt, 10 € – Gerhard Rath, Laatzen, 10 € – Emil Rauser, Gransee, 50 € – Lieselotte Renz, Reberghausen, 10 € – Erika Richter, Zörbig-Werben, 60 € – Arnold Rieger, Cuxhaven, 10 € – Helene Riehle, Sindelfingen, 160 € – Johannes Riethmüller, Bobenheim-Roxheim, 20 € – Helene Rogge, Kiel, 10 € – Ilse Roos, Ostfildern, 50 € – Dieter Rösch, Ingelheim, 20 € – Harry Ross, Möglingen, 60 € – Stefan Rossol, Wintermoor, 10 € – Woldemar Roth, Stuttgart, 10 € – Horst Rothacker, Beilstein, 10 € – Thorsten Sackmann, 8852 Altendorf, 100 € – Ella Sander, Kuchelmiß, 10 € – Rosemarie Sauer, Grünheide, 50 € – Kurt Sauter, Backnang, 10 € – Erwin Sawall, Gaggenau, 20 € – Theophil Schaal, Backnang, 5 € – Egmont Schäfer, Overath, 20 € – Emil Schäfer, Welzheim, 20 € – Gertrud Schäfer, Eisenach, 10 € – Otto Ludwig Schäfer, Bruchsal, 5 € – Rudolf Schäfer, Balingen, 60 € – Thomas Schäfer, Flöha, 25 € – Martha Schaller, Kernen, 10 € – Rudolf Scharff, Ludwigsburg, 25 € – Günther Schaupp, Ilshofen, 20 € – Maria Schaupp, Soltau, 50 € – Edwin Scheid, Kirchheim, 20 € – Heinz Scheller, Stuttgart, 50 € – Dr. Egon Friedrich Schempp, München, 20 € – Dr. Wolfgang Schimke, Wackerow, 10 € – Elvira Schindler, Bietigheim-Bissingen, 20 € – Karin Schindler, Asperg, 5 € – Hugo Schlaps, Bad Salzuflen, 10 € – Dr. Cornelia Schlarb, Ebsdorfergrund, 10 € – Emil Schlechter, Potsdam, 20 € – Erwin Schlechter, Bad Bodenteich, 10 € – Michael Schlenker, Blender, 40 € – Eberhard Schmidt, Berlin, 100 € – Ilse Schneider, Markgröning-

gen, 40 € – Nelly Schneider, Tübingen, 30 € – Prof. Dr. med. Gerhard Schöch, Dortmund, 40 € – Günther Schock, Sachsenheim, 30 € – Walter Schock, Backnang, 10 € – Alfred Schorr, Althengstett, 10 € – Prof. Dr. Harald Schöttle, Hamburg, 30 € – Dagmar Schubert, Rathenow, 10 € – Bruno Schüler, Könnern /OT Strenzauendorf, 10 € – Ottomar Schüler, Ludwigsburg, 10 € – Karin Schulze, Karstädt, 15 € – Annemarie Schwarz, Weichs, 10 € – Isolde Seeling, Ulm, 10 € – Elfriede Siegl, Knittlingen, 10 € – Melitta Singer, Villingen-Schwenningen, 30 € – Martha Speck, Schrozberg, 10 € – Berta Stahl, Pfedelbach, 25 € – Helga Stelter, Bad Mergentheim, 10 € – Edgar Stephan, Kaiserslautern, 20 € – Wilhelm Stephan, Lauben, 20 € – Gerhard Stickel, Großbettingen, 10 € – Helmut Stickel, Langenau, 10 € – Otto Stickel, Horst, 50 € – Alfred Stohler, Weissach, 10 € – Elke Storch, Friedrichswerth, 20 € – Adolf Stuber, Dornstetten, 10 € – Oskar Stuber, Freudenstadt, 10 € – Horst Stutz, Berlin, 10 € – Ilse Sudrow, Zeven, 10 € – Ursula Tanzer, Volkstedt, 10 € – Anika Teubner, Menden, 10 € – Elvire Thilemann, Neuwied, 60 € – Helga Tietze, Bremen, 10 € – Elwira Timm, Rathenow, 20 € – Ingrid Tögel, Möglingen, 10 € – Gisela Trost, Bempflingen, 10 € – Hedwig Turi, Seulingen, 10 € – Birgit Ulrich-Reinisch, Leimen, 5 € – Alma Urbatschek, Marbach, 20 € – Bruno Verworn, Beverstedt, 2 € – Renate Vetter, Freudenalt, 20 € – Elisabeth Vollmer, Weilheim, 10 € – Adelheid von der Beck, Herne, 20 € – Hugo Wagenmann, Plankstadt, 40 € – Adolf Wagner, Murrhardt, 10 € – Lilly Wagner, Beilstein, 20 € – Traugott Wahl, Zweiflingen, 10 € – Hermann Weber, Altenriet, 20 € – Hildegard Weber, Altenriet, 30 € – Wilma Wegner, Malsburg-Marzell, 85 € – Horst Weingärtner, Herrenberg, 10 € – Artur Weiß, Bad Belzig, 10 € – Robert Weiß, Verden – OT Walle, 20 € – Helga Weißert, Mühlacker, 20 € – Prof. Dipl.-Ing. Gerhard Weisshaar, Dassendorf, 60 € – Maria Weller, Aspach, 20 € – Irmgard Wenzelburger, Pfullingen, 90 € – Ursula Werz, Metzgingen, 10 € – Adine Westerhold, Herford, 20 € – Elly Witte, Neukirchen – OT Kolmstein, 30 € – Erwin Wittke, Peine, 10 €

Fortsetzung folgt

IMPRESSUM

Herausgeber: Bessarabiendeutscher Verein e.V., Florianstraße 17, 70188 Stuttgart, Bundesvorsitzender: Günther Vössler, Tel. (07 11) 44 00 77-0, Fax (0711) 44 00 77-20

NEU: Redaktion im zweimonatlichen Rotationsverfahren:

Christa Hilpert-Kuch, Telefon 04235/ 2712

Brigitte Bornemann, Telefon 089/ 5432 0684

Norbert Heuer, Telefon 04254/ 801 551

Anschrift für Beiträge per E-Mail: redaktion@bessarabien.de

Per Post an Hauptgeschäftsstelle des Bessarabiendeutschen Vereins e.V., Florianstraße 17, 70188 Stuttgart. **Für kirchliches Leben:** Redaktion zur Zeit vakant-Beiträge an: verein@bessarabien.de

Anschrift für Vertrieb: Hauptgeschäftsstelle Stuttgart, Florianstraße 17, 70188 Stuttgart, Telefon (07 11) 44 00 77-0, Fax (0711) 44 00 77-20,

E-Mail: verein@bessarabien.de; **Internet:** www.bessarabien.com

Kündigung 4 Wochen zum 31. Dezember des laufenden Jahres möglich. Preisliste für Anzeigen (auch Familienanzeigen) ist in der Hauptgeschäftsstelle Stuttgart zu erhalten. Die Redaktion behält sich Kürzungen und Zusammenfassungen vor. Mit Namen gekennzeichnete Artikel stellen die Meinung des Verfassers, nicht die der Redaktion und des Herausgebers dar.

Druck und Versand: Steppat Druck GmbH, Senefelderstr. 11, 30880 Laatzen Das Mitteilungsblatt soll jeweils am ersten Donnerstag eines Monats erscheinen. Das Jahresabonnement der Zeitung beträgt 42,- EUR, Mitgliedsbeitrag (Jahr) 15,- EUR, beides zusammen 50,- EUR.

Mehrpreis für Auslandsversand: Luftpost 11,- EUR

Bankverbindung: BW-Bank Stuttgart, IBAN: DE 76 6005 0101 0001 2870 42, BIC: SOLADEST600

STUTTGART



Gefördert vom Kulturamt der Stadt Stuttgart

Online-Redaktion

Administrator Heinz Fieß
homepage@bessarabien.de